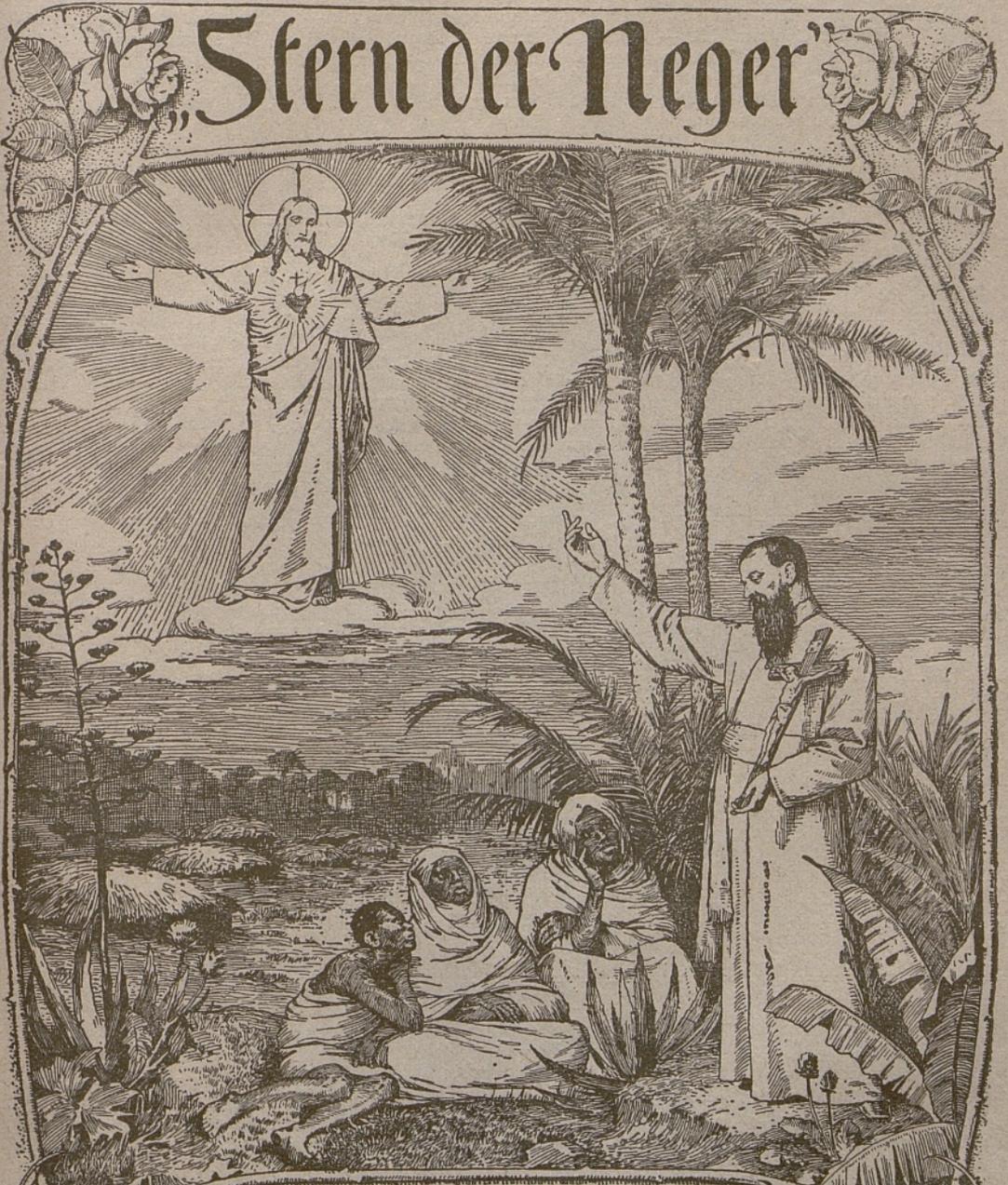


„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
der Sohne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 Wr. — 3 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Verheerende Wirkungen des Weltkrieges in unserer Mission. 49. — Weltkrieg und Weltmission. 50. — Ein Schauri in Ostafrika. 53. — Ein Präriebrand in Transvaal. 56. — Unsere katholischen Brüder im Morgenlande. 57. — Unterhaltendes: Jamira. 61. — Verschiedenes: Ärztliche Ordination in China. 70. — Über die Vogelwelt in Deutschostafrika.

Abbildungen: Malakal. Ein Schiffsdorf am rechten Nilufer. 53. — Ein erlegter Elefant. 60. — Das Nilufer vor Khartoum. 66.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Ein Wohltäter unseres Hauses empfiehlt dem Gebete folgende dringende Anliegen: Cheste Wendung eines schweren Gemüths-, Seelen- und Körperleidens, Folgen schwerer Prüfungen Gottes und baldige gottgefällige Änderungen. — Zwei unglückliche Ehen und deren Folgen ebenfalls um baldige gottgefällige Änderung.

Auch ein langjähriger „Stern“-Abonnent empfiehlt sich recht sehr dem Gebete in einem schweren Familienanliegen.

A. Sch. bittet um ein Memento zur Erreichung einer glücklichen Lösung einer wichtigen Lebensfrage.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser des „Stern“ werden folgende Verstorbenen empfohlen: Frau Anna Franz, Brand; Hw. H. Defan Knapp, St. Johann i. B.; Frau M. Rucker, Wenisbuch; Erz. Fr. Reichsgräfin Schaffgotich, Warmbrunn; Frau Kresz. Schmid, Schwabmünchen; Hochw. H. A. Schmid, Willanders; Hochw. H. J. Spielmann, Klausen.

Abonnements-Erneuerung:

Vom 10. Jänner bis 10. Februar haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:

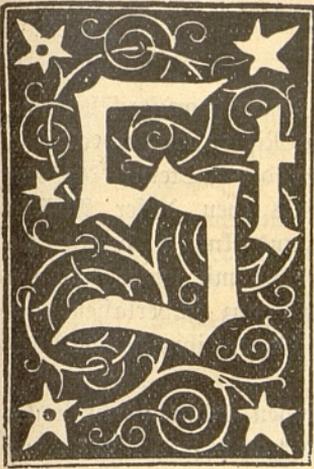
21, 35, 62, 83, 121, 123, 131, 137, 142, 179, 214, 230, 251, 257, 260, 383, 403, 432, 449, 483, 502, 510, 513, 524, 564, 565, 604, 610, 630, 639, 662, 724, 727, 737, 783, 799, 821, 832, 870, 872, 879, 894, 901, 926, 931, 933, 983, 1000, 1003, 1006, 1017, 1026, 1031, 1055, 1037, 1119, 1129, 1131, 1134, 1133, 1139, 1157, 1162, 1181, 1228, 1235, 1244, 1253, 1266, 1267, 1272, 1324, 1378, 1387, 1398, 1403, 1408, 1414, 1427, 1435, 1436, 1443, 1497, 1509, 1545, 1563, 1567, 1568, 1639, 1689, 1694, 1699, 1723, 1747, 1752, 1767, 1799, 1812, 1815, 1830, 1873, 1888, 1939, 1946, 1986, 1995, 2005, 2033, 2036, 2056, 2073, 2099, 2121, 2125, 2160, 2192, 2195, 2233, 2278, 2329, 2348,

2384, 2427, 2471, 2476, 2479, 2508, 2555, 2575, 2607, 2682, 2690, 2727, 2732, 2733, 2741, 2742, 2745, 2761, 2763, 2794, 2798, 2844, 2863, 2910, 2916, 2927, 2936, 2943, 2949, 2969, 2975, 2977, 3027, 3029, 3055, 3151, 3172, 3175, 3200, 3251, 3232, 3369, 3381, 3388, 3395, 3410, 3524, 3546, 3561, 3571, 3641, 3733, 3739, 4033, 4035, 4110, 4215, 4216, 4671, 5016, 5035, 5046, 5050, 5064, 5071, 5174, 5101, 5102, 5113, 5117, 5140, 5157, 5169, 5198, 5203, 5233, 5305, 5386, 5390, 5399, 5404, 5426, 5487, 5497, 5526, 5537, 5565, 5653, 5650, 5717, 5737, 5738, 5751, 5755, 5812, 5823, 5886, 6246, 6370, 6399, 6402, 6137, 6514, 6513, 6583, 6594, 6636, 6750, 6934, 6941, 6945, 6983, 6991, 7055, 7035, 7092, 7104, 7123, 7136, 7161, 7174, 7229, 7299, 7337, 7449, 8042.

Gabenverzeichnis.

Opfer: Alund, M. S. 3-; Almdorf, J. S. 5-; Aitenstadt, J. S. 8-; Michach, M. R. 6-; Amühl, J. R. 1-; Bad Fischl, M. R. 2-; Behamberg, Pst. 2-; Biedermannsdorf, A. H. 1-; Birnbach, Pfr. S. 1-; Bozen, L. G. 4-; Bro. S. 8-; Brizen, P. T. 47-; Woni. J. Sch. 8-; Ung. 10-; Brür, J. R. 3-; Cech, Grf. S. T. 1-; Cortina, Def. P. 10-; Corvara, J. R. 3-; K. R. 2-; Dornbirn, K. W. 13-; Ebelsberg, R. B. 1-; J. B. 3-; Eger, B. H. 4-; Eggental, A. P. 4-; Elbach, J. 240; Erding, W. 240; Eitelried Pst. 12-; Fügen, J. W. 3-; Furth, M. R. 480; R. S. 360; Gaisfeld, Pfr. D. 960; Gmund, F. R. 2-; Grafendorf, J. L. 1-; Gries, A. S. 3-; G. V. 3-; Haag, J. R. 1-; Gattenosen, A. S. 720; Hausen, R. S. 960; Heil. Blut, C. B. 1-; Hibern, T. B. 12-; Hirchegg, Pr. Sch. 1-; Junsbrud, T. U. 1-; Kaltern, A. M. 1-; Klagenfurt, M. U. 3-;

Kohlgrub, M. S. 120; Kollmann, J. G. 2-; Kuffstein, Dsch. 3-; M. D. 5-; J. S. 3-; Lenggries, S. D. 240; Linz, J. S. 3-; Lochau, K. H. 1-; Losenstein, M. J. 1-; Majlach, L. L. 360; Maria-Zell, A. J. 197; Mehrnbach, A. S. 1-; Welf, Prof. L. B. 3-; Willand, R. G. 1160; Morter, Exp. S. 1-; München, R. F. 960; Can. D. 120; A. S. 120; Pr. S. 149; Müstereifel, Sr. C. 240; Rauders, J. B. 1-; Neuhausen, C. 2-; Neuttschein, A. L. 3-; Nikolsdorf, T. H. 1-; Oberndorf, J. A. 1-; Oberperg J. H. 120; Ober-Schneiding, M. D. 120; Pappel, A. W. 6-; Oct. L. R. 1-; Passau, g. R. H. 30-; Percha, J. W. 2-; Pfarrhofgries, A. M. H. 3-; Rasselstetten, J. P. 1-; Rajchau, A. T. 1-; Ratshings, Pf. P. 2-; Rafovac, Pfr. S. 9-; Regensburg, J. R. 120; Reischach, V. B. 1-; Rennweg, M. G. 5-; Reichen, C. F. 1-; Ried, M. P. 3-; Rieglen R. F. 2-; Rohrbach, J. R.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 3.

März 1915.

XVIII. Jahrg.

Verheerende Wirkungen des Weltkrieges in unserer Mission.

Erst vor kurzem gelang es endlich unserem Apostolischen Vikar, Franz K. Geyer, einige spärliche, aber überaus düstere Nachrichten betreffs der Mission an unseren hochwürdigsten Generalobern gelangen zu lassen.

Die äußerst große Notlage der Mission und den Abgrund, vor dem sich dieselbe befindet, schildert Monsignore Geyer in einigen wenigen, dafür aber desto inhaltschwereren Worten.

Das vollständige Ausbleiben der gehofften Missionsalmsen aus Europa, sowie der infolge des Krieges nur verschwindend kleine Ertrag aus den wenigen Liegenschaften in Ägypten haben ihn gezwungen, die meisten Missionsunternehmungen, wie Schulen, Armenapotheken usw., bedeutend einzu-

schränken, ja manche sogar ganz aufzulassen, wie das Mädchenasyl in Dmdurman und die Schule in Lul und Tonga.

Diese, gewiß nur mit blutendem Herzen getroffenen Maßnahmen bedeuten eine große Schädigung für die Mission, ja für die Stationen unter den Negern geradezu ein furchtbares Unglück; mußten ja doch alle Kinder samt und sonders von der Mission fortgeschickt und wieder ihren heidnischen Angehörigen überlassen werden, wo der christliche Same bald wieder vom wildesten Aberglauben überwuchert und erstickt sein wird.

Im verflossenen Jahre retteten unsere Missionäre unter den Schilluk die Bewohner der umliegenden Dörfer vor der Hungersnot, und gegenwärtig kämpfen die

Missionäre selbst mit einer solchen; mußte doch die Kost für Patres, Brüder und Schwestern schon seit langem auf das Mindestmaß zurückgeführt werden, während gerade für das Missionspersonal wegen des ungesunden und gefährlichen Klimas eine besonders kräftige und reichliche Nahrung dringend geboten ist. Monsignore Geyer spricht ferner sogar die ernste Befürchtung aus, daß er bei längerem Ausbleiben jeglicher Unterstützung sich in die traurige Not versetzt sehe, selbst die einzelnen Stationen noch aufgeben zu müssen.

Wegen dieser äußerst kritischen Lage er-

sucht darum der so schwer geprüfte Oberhirte, allen Wohltätern der Mission von Zentralafrika sowie allen Lesern des „Stern“ die Not und die Bedrängnis eben dieser Mission wissen zu lassen und knüpft daran die flehentliche Bitte, ihn mit seinen mutigen Glaubensboten nicht ganz zu verlassen, sondern durch milde Gaben ihm helfend beizustehen.

Eventuelle Spenden erbitten wir unter „Für Bischof Geyer“ an unser Missionshaus gelangen zu lassen.

Die Redaktion.

Weltkrieg und Weltmission.

(Von Prof. Dr. Schmidlin in Münster.)

(Schluß.)

Noch empfindlicher und nachhaltiger wird die Mission in ihrer heimatlichen Wurzel und Basis vom Weltkriege angegriffen, wenn nicht ganz untergraben. Sowohl ihre Missionskräfte als auch ihre materiellen Mittel bezieht sie immer noch in der Hauptsache aus der europäischen Christenheit, da weder das Kontingent des einheimischen Klerus, noch die finanzielle Mitwirkung der eingeborenen Christen hinreichend ist, um die Missionskirchen schon auf eigene Füße zu stellen. Durch einen europäischen Weltkrieg wird aber notwendigerweise die Leistungsfähigkeit der christlichen Völker, nicht bloß der besiegten, sondern auch der siegenden, auf Jahrzehnte hinaus unterbunden. Die Kriegsfurie wird solche Unsummen verschlingen und die beteiligten Länder wirtschaftlich dermaßen schädigen, daß in der allgemeinen Erschöpfung nicht einmal die heimatlichen Bedürfnisse auch nur entfernt gedeckt werden können, geschweige denn für

großzügige und kostspielige Missionsaufgaben etwas übrig bleibt. Die Mission ist hierin viel schlimmer daran als andere gemeinnützige Institutionen, da sie dem Gesichtskreis weiter entrückt und daher staatlicher- wie privaterseits verlässener ist. Aber auch der missionarische Nachwuchs und seine Ausbildung muß erschwert und vermindert werden, da selbst die heimatlichen Kräfte und Berufe durch die Kriegsdezimierung und ihre Folgen einen Rückgang und eine Schwächung erleiden, abgesehen davon, daß durch den gegenwärtigen Stillstand der heimischen Ausbildungsstätten und durch die Einberufung der Kandidaten eine kritische Stockung eintritt. Würde Deutschland unterliegen, dann müßten vor allem die deutschen Missionen von dieser Katastrophe erreicht werden; unterliegt Frankreich, das bisher in der Berufslichen wie materiellen Unterstützung der katholischen Missionen obenanstand, so kann die Gesamtmission geschä-

diget werden; aber in einen wie im andern Falle wird die Weltmission aufs schwerste leiden und bluten müssen. Besonders die neuestens so hoffnungsvoll einsetzenden internationalen Missionsbestrebungen und Missionsunternehmungen, zu welchen ihrer Tendenz nach vor allem die von Deutschland ausgegangenen wissenschaftlichen gehören, erleiden durch den tiefen, auf lange Zeit hinaus unheilbaren Riß zwischen den Nationen einen furchtbaren Stoß.

Für die katholische Mission kommt noch ein spezifisch ungünstiges Moment hinzu. Sie wird gegenwärtig insbesondere einerseits von Frankreich und Belgien, andererseits vom katholischen Deutschland und Österreich unterstützt. Das sind die durch den jetzigen Krieg am meisten in Anspruch genommenen Länder, was zweifellos einen verhängnisvollen Rückschlag auf die Missionen ausüben muß. Dagegen gehen in der Unterstützung des protestantischen Missionswesens England und Amerika weit voraus, da diese beiden angelsächsischen Völker drei Viertel der gesamten protestantischen Missionslast tragen. Nun werden die Vereinigten Staaten Amerikas, die das größte Missionskontingent stellen, wegen ihrer Neutralität vom gegenwärtigen Kriege am wenigsten berührt; und England, obgleich es zu den kriegführenden Mächten gehört, wird dank seiner übermächtigen Flotten- und Kolonialherrschaft in der außereuropäischen Stellung vorläufig wenig erschüttert. Während also die katholische Mission durch den ausgebrochenen Weltkrieg einer schweren Krisis und Lähmung entgegengeht, von der sie sich nicht so bald erholen wird, kann die protestantische zumeist ungestört mit derselben Stärke weiterarbeiten; während n. a. W. die katholischen Missionsanstalten, Schulen, Spitäler, Waisenhäuser, Präsenzunternehmungen usw. zurück-

gehen oder eingehen, bleiben die protestantischen bestehen und setzen ihre Erweiterung fort. Daß sie diesen Vorsprung, der in kultureller Hinsicht ja jetzt schon ein enormer ist, kräftig ausnützen und darin wenigstens in der nächsten Zeit kaum einzuholen sein werden, ist fast mit Sicherheit vorauszusehen.

Aber wie alles in der Welt, so hat der schreckliche Weltkrieg auch seine guten Seiten, selbst für die von ihm so schwer geschädigten Missionen. Er wird zunächst zu einer Läuterung und Bervollkommnung des Missionszieles und Missionsbetriebes beitragen; die Mission wird aus ihm die heilsame Lehre ziehen, wie notwendig es für ihren Bestand und Fortgang ist, daß sie sich immer mehr in ihrem Objekt einwurzelt und bodenständig wird, daß sie sich nicht auf den vergänglichen Halt weltlicher Waffen stützt und von der Politik nicht als Werkzeug mißbrauchen läßt, daß sie auf möglichste Heranziehung einheimischer Kräfte und Mittel ausgehen soll. Aber auch im heimatischen Missionssubjekt kann der Krieg mit all seinen Schrecken eine gesunde Wandlung einleiten: er kann es reinigen von Unglauben und Sittenlosigkeit, die das Mark der missionierenden Christenheit unterwühlen, er kann ihr Blick und Herz aufstun für die idealen und religiösen Güter, unter denen das Missionswerk eine so hervorragende Stellung einnimmt, er kann ihre sittlich-religiöse Lebenskraft, die Voraussetzung jeder echten Missionsbetätigung, stärken und erneuern, er kann ihr demütiges Gottvertrauen festigen und wiederbeleben, indem die Not die Völker wieder glauben und beten lehrt. Löst der Weltkrieg unter den Christen diese wohlthätigen moralischen Wirkungen aus, so werden sie sich trotz aller materiellen Verluste zu neuer, stärkerer und reinerer Missionstat erheben, sobald die erste Paralyse vorüber ist. Und dann wird auch

diese Prüfung nach Gottes weisem Rat-
schluß letzten Endes zum Wohle der Mis-
sionen ausschlagen.

Wir haben also keinen Grund, klein-
mütig zu verzweifeln und untätig die
Arme zu verschränken, im Gegenteil. Für
den Augenblick zwar ruft uns die Pflicht
zur Anspannung aller Kräfte im Dienste
des bedrohten Vaterlandes und zur Ret-
tung der damit zugleich in Frage gestell-
ten christlichen Kultur. Wenn aber der ge-
waltige Anprall überstanden ist, dann wer-
den wir uns mit verdoppeltem Eifer und
Interesse der uns ans Herz gewachsenen
Mission zuwenden, die durch den Sturm
hoffentlich nur gebeugt, nicht geknickt wer-
den kann. Doch auch im gegenwärtigen
Höhepunkte der Gefahr dürfen wir sie
nicht ganz vergessen und im Stiche lassen.
Nicht bloß sollen wir zu Gott beten, daß
er sie in den Schutz seiner allmächtigen
Vorsehung nehme, wenn der irdische ver-
sagt, und daß er uns recht bald friedliche
Zeiten zurückgebe, in denen der Baum
unserer Weltkirche wieder weitere Äste
treiben kann. Auch materiell wollen wir
das Wenige, das uns bleibt, opferfreudig
mit der Mission teilen, deren Bedrängnis
fürwahr nicht geringer als die unsrige ist.
Wir dürfen es nicht zulassen, daß diese
Stunde der Not und der Verlassenheit mit
einem Male alles hinwegfegt, was christ-
licher Heroismus und Idealismus Gene-
rationen hindurch unter so vielen Mühen,
Kosten und Entbehrungen in den Heiden-
ländern aufgerichtet hat. Mögen die ge-
genwärtigen Zeiten noch so böse sein, die
vitalen Missionsveranstaltungen dürfen
nicht zugrunde gehen; nicht bloß die Mis-
sionsgesellschaften und die Missionsver-
eine, sondern auch die neueren missions-
wissenschaftlichen wie missionspraktischen
Bestrebungen müssen an uns auch in die-
ser schweren Schicksalsstunde verständnis-

volle Freunde und werktätige Helfer fin-
den.

Der „Notschrei“ der katholischen Mis-
sionsgesellschaften an die christlichen
Mächte bietet uns neben vielen anderen
Symptomen die tröstliche Gewähr, daß die
Vertreter und Hüter unserer Mission nicht
untätig schlafen, sondern sich bekümmert
fragen, wie es ihrer Schutzbefohlenen er-
geht und wie sie ihr helfen können. Die
Katholiken der neutralen Länder, vor
allem von Amerika, Holland, Italien und
Spanien, werden ihrerseits sich bestreben,
in diesem Augenblicke der Not nach Kräf-
ten den bedrohten Missionen beizustehen
und in die klaffende Lücke einzuspringen.
Und die gewaltige, eiserne Sprache, welche
der auch über die Missionen wachende
Schlachtengott durch die deutschen und
österreichischen Siege redet, läßt uns ho-
ffen, daß auch das am meisten gefährdete
deutsche Missionswesen aus dieser momen-
tanen Krisis zu neuer, schönerer Blüte er-
stehen und der deutsche Missionsgeist, ge-
kennzeichnet durch seine wissenschaftlichen
und organisatorischen Vorzüge, wieder zu
Ehren kommen wird. Möge recht bald die
Friedensstunde sich nahen, wo dieses emi-
nent friedliche Werk der Weltmission mit
erneuter und verstärkter Kraft einsetzen
und die fernsten Völker in seine Netze zie-
hen kann! Möge dann wieder an Stelle
des blutigen Krieges, der jetzt unter so vie-
len Christen seine grausige Todesernte
hält, der geistliche Krieg treten, die Con-
quista spiritual, wie die Dominikaner-
missionäre der Entdeckungszeit ihn nan-
ten, wo Schulter an Schulter in edlem
Wettstreit die christlichen Nationen kämp-
fen wider die finsternen Mächte heidnischen
Irrwahns und Glaubens, um bis an die
äußersten Grenzen der Erde das Sieges-
banner des allein wahren Gottes aufzu-
pflanzen!

Ein Schauri in Ostafrika.

Vor der Besitznahme Ostafrikas durch die Deutschen übten die Negerhäuptlinge über ihre Untertanen das Richteramt aus und verhängten dabei auch Strafen über Leben und Tod. Diese Befugnisse sind denselben nunmehr ganz genommen, wenigstens in denjenigen Landesteilen, in welchen deutsche Bezirksämter errichtet sind.

Indessen haben die Schauris (öffentliche Gerichtssitzungen) noch nicht aufgehört; denn es kommen hier und dort unter den Negern Rechtsverletzungen vor. Auf

Ein solches Schauri möchte ich im folgenden näher beschreiben:

Eines Tages gerieten im Hofe unserer Missionschwestern zwei Negerinnen, Chiraya und Akuchisimopia, in heftigen Streit, weil letztere über die erste etwas Böses gesagt haben sollte. Da die Chiraya sehr aufgebracht war, glaubten unsere Missionschwestern, den Streit am besten dadurch beendigen zu können, daß sie die beiden aufgeregten Schwatzbasen voneinander trennten. Deshalb gaben sie der



Malakal: Ein Schillukdorf am rechten Nilufer.

Wegen seiner erhöhten und daher gesunden Lage, und wegen seiner anmutigen Umgebung machte die Sudanregierung es zu einem großen Verwaltungszentrum.

das Bezirksamt können die Beteiligten nicht so leicht kommen; denn dasselbe ist meistens sehr weit entfernt, und auch der Missionsobere, der auf die entzweiten Parteien versöhnend einwirken kann, tut oft gut daran, wenn er die aufgeregten Gemüter, zumal wenn viele in den Streit verwickelt sind, zuerst an ihre Häuptlinge weist und die Angelegenheit nach Negerart durch ein großes Schauri verhandeln läßt.

Akuchisimopia die Weisung, sofort den Hof zu verlassen und heimzugehen; aber kaum war diese durch die Pforte hinaus und die Tür wieder geschlossen, als die Chiraya ihr Kitamba (Steid) aufschürzte, an dem hohen Gartenzaun hinaufkletterte, darüber sprang und ihrer Gegnerin mit einem Prügel auf den Kopf schlug, so daß aus einer kleinen Wunde etwas Blut floß. Um weiteres Übel zu verhüten, wurden die bei-

den wieder voneinander getrennt. Allein die Folgen des Streites hatten bereits weiter um sich gegriffen. Achinakalana-kala, die Mutter der Akuchifimopia, welche beim Streit anwesend war, wußte nämlich nichts Giltigeres zu tun, als aus Rache für die Verwundung ihrer Tochter die Hütte einer Verwandten der Chiraha in dem etwa 20 Minuten entfernten Negerdörfchen des Häuptlings Kupulihä anzuzünden. Akuchifimopia und ihre Mutter waren Untertanen des Häuptlings Che-Tulka, welcher alsbald auch eingriff und beim anderen Häuptling Kupulihä einen Knaben raubte, und so hatte der Streit gar bald großen Umfang angenommen.

Die Neger in unserer Umgebung waren infolge dieses Ereignisses sehr beängstigt und kamen öfter zu mir gelaufen, wobei sie fest behaupteten: „Jetzt gibt es einen großen Krieg zwischen den beiden beleidigten Häuptlingen!“. Der Krieg, sagten sie, sei in einem solchen Falle unvermeidlich, und die Häuptlinge rüsteten sich schon. „Früher haben die Häuptlinge vielleicht so gehandelt, aber jetzt ist eine andere Zeit,“ erwiderte ich den besorgten Leuten und gab ihnen zugleich den Befehl, den Häuptlingen zu melden, daß der Vater durchaus keinen Krieg dulde; wer von den Häuptlingen zuerst den Streit beginne, der werde dem deutschen Bezirksamt überliefert; außerdem habe Che-Tulka den geraubten Knaben sofort zurückzugeben; das übrige könnten die Häuptlinge in einem Schauri theilen.

Und so kam es auch. Das Schauri wurde von den Häuptlingen auf einen bestimmten Tag angesagt. Als Platz wählten sie nicht die gewöhnliche Schauri-Hütte, sondern begaben sich mehrere Stunden weit in die Wildnis hinein, wohin sich natürlich außer den Beteiligten und benachbarten Häuptlingen auch viele neugierige Schwarzköpfe begaben.

Ich selbst nahm nicht daran teil, einerseits wegen der Entfernung, zumal ich etwas an Fieber zu leiden hatte, und andererseits, weil ich aus Erfahrung wußte, daß die Sache in einem oder auch in zwei Tagen noch nicht erledigt sei. Denn die Neger haben in solchen Schauris eine Ausdauer, die wirklich zu bewundern wäre, wenn die Zeit nicht besser angewendet werden könnte.

Der erste Häuptling beginnt die Gerichtsitzung damit, daß er den Sachverhalt der Anklage den Versammelten vorbringt. Während seiner Rede schweigen alle, nur einige Leute seiner Partei geben ihm fast nach jedem Satze durch ein halblaut brummendes „Mm, mm“ ihre Zustimmung. Hat er geendigt, dann nimmt der Häuptling von der anderen Partei das Wort unter der nämlichen Beifallsbezeigung seiner Leute.

Der Neger schildert bei einem solchen Schauri alle Einzelheiten genau; er weiß alles mit einer großen Redefertigkeit vorzubringen, wo er sich z. B. am Tage des zu behandelnden Ereignisses aufgehalten habe, unter welchen Umständen ihm dann die Nachricht zugekommen sei, und besonders den Verlauf der ganzen Streitsache, soviel er davon durch eigene Teilnahme oder durch Mitteilung anderer weiß. Nach den Häuptlingen haben auch die übrigen Neger der Versammlung das Recht, ihre Meinung betreffs der Sache kundzugeben.

Die beim Streit beteiligten Negerinnen sind für gewöhnlich nicht bei der Gerichtsitzung, deren Partei ergreifen ihre Häuptlinge oder verwandte Männer. Anfangs wird von allen die Anklage und Verteidigung mit ziemlicher Mäßigung und Selbstbeherrschung geführt, und der Europäer kann schon einige Zeit mit Interesse zuhören. Aber wenn es einmal zum Urtheil kommen soll, dann möchte sich eben keiner als den Schuldigen verurtheilen

lassen, und dann wird die Sache lebhaft; mit Geschrei und Gestikulationen sucht sich dann jeder Recht zu verschaffen, nicht selten auch mit erneuerten Gewaltthaten.

In unserem Falle kam der schwarze Gerichtshof am ersten Tage, wie vorauszusehen war, auch zu keinem Resultat. Deshalb wurde das Schauri am anderen Tage fortgesetzt, und zwar diesmal in der Schauri-Hütte des Häuptlings Che-Zula, ganz in der Nähe unserer Mission. Ich mußte auch an diesem Tage in Folge gesteigerten Fiebers auf der Kitanda (Lagerstätte) schlafen; aber weil es heute bei der Debatte meiner Neger schon beim Morgenanbruch etwas hitzig zuging, war es für mich nicht wenig unangenehm, den fortgesetzten Lärm bis an meine Lagerstätte hören zu müssen. Besonders waren es heute die Stimmen der Beifallsbezeiger, die mir allmählich lästig wurden.

Nachdem ich nun fast den ganzen Tag unter Fieber dieses ewig gleiche Konzert angehört hatte, wurde ich schließlich ärgerlich, warf mich in die Kleider und begab mich auf den Schauri-Platz. Dort selbst stellte ich mich mitten unter die Versammelten und jagte in der Suaheli-Sprache ungefähr folgendes:

„Meine Leute, krank, wie ich bin, und gequält vom Fieber, erscheine ich doch in eurer Mitte! Werfet eure Augen auf mich und schauet meine Hände an, wie abgemagert sie sind, betrachtet mein Gesicht, wie blaß ist seine Farbe, und alle meine Glieder, sie zittern! Ihr wisset es, Ruhe bedarf man, um zu genesen, doch bei einem solchen Lärm, wer könnte da eine Minute erquickenden Schlafes finden? Darum wollen wir eilig das lärmende Schauri

beendigen. Die Streitpunkte sind mir genugsam bekannt, deshalb vernehmt darüber meine Worte: Offenbar haben an jenem Tage des Streites beide Weiber gefehlt: die Chiraya, welche dem Häuptling Kupaliha angehört, dadurch, daß sie unbefugterweise die Akuchisimopia mit einem Prügel schlug und verwundete, und die Achinatalanatala, welche samt ihrer Tochter dem Häuptling Che-Zula angehört, dadurch, daß sie Rache ausübte und eine Hütte beim Häuptling Kupaliha anzündete. Deshalb müssen beide Teile bestraft werden, und weil bei euch die Sitte herrscht, daß immer der Häuptling für die Rechte seiner Untertanen einsteht und im vorkommenden Falle auch für sie, soweit möglich, eine Strafe erstet, so hat der Häuptling Kupaliha 2 Kupien (2,80 Mk.) zu entrichten für die von seinem Untertan verursachte Wunde, und er selbst bekommt vom Häuptling Che-Zula eine entsprechende Entschädigung für die durch dessen Untertan angezündete Hütte. Nun will ich weiter über die Sache kein Wort mehr hören. Das Schauri ist beendet.“

Schnell, wie ich gekommen, verschwand ich wieder vom Platze.

Raum war ich einige Minuten daheim, so kamen schon mehrere Leute nach. Ich fragte sie: „Nun, was meinen die Häuptlinge zu der Sache?“

„Alles ist fertig,“ jagten sie. „Deine Worte haben das Schauri schnell beendet, die Leute gehen alle heim und die Häuptlinge sind nun befriedigt.“

Ich selbst konnte nun ungestört einschlafen und hatte am anderen Tag mein Fieber überwunden. So war schließlich allen geholfen.

Ein Präriebrand in Transvaal.

Ein Sonntag in Lydenburg! Planlos wanderte ich, so schreibt man der „Köln. Volksztg.“, über die einsamen Felder den Bergen zu. Mein Fuß zertrat die knisternden Aschenteilchen des schwarzen Bodens, und mit tiefen Atemzügen sog ich den brandigen Duft der abgebrannten Flächen ein. Soweit mein Auge reichte, sah es über eine tiefschwarze, regungslose Fläche, aus der die das Land übersäenden, flachen Steine mit mattem Schimmer glitzerten. Es erinnerte mich an die Oberfläche eines gefrorenen Weibers aus der Heimat, und die zahlreich emporstarrenden Ameisen- und Termiten-Hügel konnten trefflich als Versinnbildlichung der zusammengefügten Schneehaufen dienen, die jede Schlittschuhbahn beleben. Die Luft war frisch und der Himmel klar und wolkenlos, wie immer. Die fernen Gebirge leuchteten in schwärzlich-blauem Kolorit, und zu ihren Füßen wallte ein leichter Rauchschleier. Das erinnerte mich an das Grasfeuer des gestrigen Abends.

Es war nicht eine einzige große Feuer- masse, sondern ein vielgestaltetes, abwechslungsreiches Schauspiel von Flammen, Rauch und Widerschein. Allerdings sind ganze Strecken entzündet und vom Brand ergriffen, aber dem Auge unsichtbare Schluchten bewirken eine gabelförmige Trennung des Feuers; Felsentwände setzen dem gierig zehrenden Elemente ein starres, trotziges Bollwerk entgegen, und bis es dasselbe umschritten hat, bildet diese Stelle eine dunkle, gähnende Öffnung in dem blendenden Dichte des Ganzen; geradlinige Straßen ziehen sich in terrassenförmiger Abstufung übereinander hin, und flinken Tirailleurs vergleichbar eilen kleine Flammen an den welligen Höhen empor. Sie überlassen dem Gros die gründliche Vertilgung alles organischen

Lebens und begnügen sich mit der zeitweiligen Inbrandsetzung eines gelegentlichen Rohrdickichts, das dann in Feuerfarben emporstiegt. Zuweilen scheidet sich das Feuer von der langen Zeile, und einen eigenen Herd bildend, entfesselt es Zerstörung in einer neuen Abzweigung.

Diese Steppenbrände dehnen sich meist weit wie eine weite, feuerflüssige See. Wenn man einen guten Kenner nähme und galoppierte ununterbrochen vom Anbruch der Dunkelheit bis zum erwachenden Morgen, so würde man nicht den halben Weg gemacht haben, den das Feuer zurückgelegt hat. Es ist ein gewaltiger, aufregender Anblick, ein atemraubendes, ergreifendes Schauspiel: das hohle Säusen des Windes, das Prasseln, Becken und Niederschlagen der Flammen, die lodernenden Rauchwolken, die, den Sternenhimmel verhüllend, sich in zusammengeballter, rötlicher, dichter Vereinnigung mit dem Äther mischen und lebhaft kontrastieren mit dem sonstigen Schweigen der Nacht. Der scharfe, eigenartige Geruch des verbrennenden Grasses, der blendende Schein und reizende Fortschritt der Flammen versetzen uns in einen Zustand ungewohnter Aufregung. Es knistert und raunt und brandet und rauscht in dem schmeichelnden Nachtwind und loht wütend empor in der stärker werdenden Brise. Es erhebt sich in ungeheurer Höhe und formt sich in Säulen. Jetzt erscheint es wie die gewaltigen Massen eines Amphitheaters in ernstem Schweigen und dann wie das verzweifelste Ringen einer tobenden Schlacht. Es naht sich wie stürmende Infanterie-Kolonnen und braust daher wie die haltlose Flucht aufgelöster Reitercharen. Hin und wieder schießt durch das Ganze eine riesenhafte Flamme wie der Feuerstrahl eines Geschützes.

Der Brand wird fort dauern, bis der fallende Tau und Reif des jungen Morgens seiner Eier endlich Einhalt tun wird, und dann hat das übriggebliebene Feld Ruhe. Es ist aber nur ein Waffenstillstand, der bis zum Niedergang der Sonne währt. Noch ehe ihre Kugel ganz hinter den Bergen versunken ist, erscheinen die herangaloppierenden Buren auf den Höhen und schleudern vom Pferde herab neues Feuer

in das dürre Gras. Es geschieht in jedem Jahre am Ende des Winters, um die Insektenbrut zu vertilgen und den Boden mit der Asche zu düngen. Es ist aber ein zweischneidiges Schwert, da die Hitze den Boden ausdörft und ihm den letzten Rest von Feuchtigkeit raubt, deren er bis zum Beginn der Regenzeit so unbedingt bedarf.

Unsere katholischen Brüder im Morgenlande.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der kirchlich rechtgläubigen, d. h. katholischen Ägypter mag in jener Zeit im ganzen Lande noch 300.000 betragen haben. (Nach Kaiser-Noloff.)

Jetzt hatte sie die strafende Gerechtigkeit Gottes, wo sie dieselben haben wollte, diese starrsinnigen Kopten! Die Greuel und Verwüstung, welche sie ehemals unter ihren katholisch geliebten und katholisch sein wollenden Mitbürgern angerichtet hatten, brachen nun über sie selbst herein, aber in gesteigertem Maße! Hatten sie gehofft, durch die islamitischen Eroberer von dem Drucke der byzantinischen Herrschaft befreit zu werden, so mußten sie bald erkennen, daß sie sich hierin arg getäuscht und verrechnet hatten. Die Griechen ließen das Land verlassen, die Araber aber brachten die Zerstörung! Die Griechen jagten sie mit Hilfe der Araber davon und weil sie dies fertiggebracht, hofften sie, dasselbe Spiel auch mit letzteren, mit den Moslemin, machen zu können.

Die anfänglich milde Behandlung seitens der eingedrungenen Araber, insofern sie nicht selten in die höchsten Verwaltungssämter vorrücken konnten und zu hohen Stellen kamen, verleitete die Kopten

zu maßlosem Hochmut und zu fortgesetzten Verschwörungen — wenigstens in den ersten Jahren — gegen ihre neuen Herren. Dies entband nun die Araber von der früher bezogten und geschuldeten Rücksicht, und ihre Grausamkeit, angefaßt durch den religiösen Fanatismus, feierte nun wahre Orgien. Man begann, den Christen ihre Habe zu nehmen, den Mönchen wurde mit glühendem Eisen ein Zeichen auf die Hand gebrannt; die Kirchen wurden zerstört und die Bilder verbrannt und allen Christen schließlich ein harter Tribut auferlegt, welcher später noch stark erhöht wurde.

Da kam es in den Jahren 725 und 726 zur ersten großen Empörung. Allein sie wurde im Christenblute gedämpft, eine Menge Kopten wurde erschlagen, viele Kirchen und Klöster zerstört, zahlreiche Priester ermordet. Jeder Kopte mußte das eingebrannte Bildnis eines Löwen auf der Hand tragen; wer es nicht hatte, dem wurde die Hand abgeschlagen. Neue Aufstände der Christen in den Jahren 738—739 und 749—750 teilten das gleiche Schicksal mit dem Ersten.

Durch diese Niederlagen noch nicht gewarnt, ließen sie sich nach sieben Jahren

und von 772—773 wiederum zu Erhebungen fortreißen, auf welche dann unter der Abbassidenherrschaft eine furchtbare Rache der Moslemein folgte. Viele Kirchen machte man dem Erdboden gleich. Unter den Christen in Fostat erreichte die Not und das Elend eine solche Höhe, daß sie schließlich Leichname aßen! In Alexandrien schlugen sie in den Jahren 831 und 832 zwar noch einmal los, aber umsonst: zur Strafe wurden die Männer massenweise getötet und ihre Frauen und Kinder als Sklaven verkauft. Da ging die Mehrzahl der Ägypter zum Islam über!

Der immer noch ansehnliche Teil ihrer Religion treu gebliebener Kopten trieb neuen Verfolgungen entgegen; während aber diese früher zumeist nur auf versuchte Auflehnungen hin verfolgten, wurden sie von jetzt ab schon wegen geringfügiger Anlässe in Szene gesetzt.

Im Jahre 949 gab der Kalif Mutawakkil den Befehl, daß alle Christen eine unterscheidende Tracht tragen sollten: die Männer lichtbraune Mäntel mit zwei bunten Tuchflecken, hölzerne Steigbügel und zwei Kugeln am Sattel, die Frauen hellbraune Schleier und ein gürtelloses Gewand. Zudem mußten die neuerbauten Gotteshäuser niedergerissen werden und ihre Wohnhäuser wurden mit hohen Steuern belegt. Keinem Christen durfte Unterricht erteilt, keinem ein öffentliches Amt übertragen werden. Des Kreuzes durften sie sich selbst beim Gottesdienste nicht bedienen, nirgends durften sie sich des Abends auf den düsteren Gassen mit einem Lichte zeigen; auch durften sie nicht auf Pferden, sondern nur auf Ochsen, Kühen und Eseln reiten. Ja selbst im Tode ließ man ihnen keine Ruhe; ihre Gräber durften keine Hügel bilden, sondern mußten dem Erdboden gleichgemacht werden. Mit ganz besonderer Grausamkeit drückte der Kalif Ahmed ebn Tulun die Kopten.

Unter den Fatimidenherrschern war nur Aziz Billah (975—996) milderer Gesinnung ihnen gegenüber, da er die Toleranz in Glaubenssachen zum Prinzip seiner Regierung machte. Sein Sohn und Nachfolger aber, Hakim (996—1020), brachte das Versäumte redlich ein und, obwohl von einer christlichen Mutter geboren, ließ er sogar den Patriarchen Zacharias den Löwen vorwerfen. Dann säkularisierte er alle Kirchen- und Klostergüter und ließ die Gotteshäuser zerstören. Die Kopten mußten fortan schwarze Turbane, schwarze Kleider mit gelben Streifen und Gürteln tragen, während ihnen am Halse ein fünf Pfund schweres Kreuz befestigt war. Unter Hakims Regierung wurden allein in den Jahren 1012—1014 am Nil über tausend Kirchen und Klöster zerstört. Begreiflicherweise hatte dieses Vorgehen von neuem einen massenhaften Übertritt der Kopten zum Islam zur Folge! In den folgenden Jahrhunderten seltsamerweise brachten die Kreuzzüge, in die Ägypten hineingezogen wurde, einigen Stillstand in die Christenverfolgungen der Kalifen im Innern. Kaum aber waren die Kreuzzüge vorüber, so ging die Verfolgung von neuem los. Auch der bahritische Mameluken Sultan Kaloun ließ Kirchen zerstören, ja, er verordnete sogar, daß kein Christ einen Mohammedaner anreden dürfe, wenn dieser zu Pferde sitze. Ein neuer Kleiderbefehl unter El Aschraf Halil verfügte (1300), daß die Kopten fortan blaue Kleider und Gürtel zu tragen hätten. Für alle unglücklichen Ereignisse wurden die Kopten haftbar gemacht; so brach in Kairo eine Feuersbrunst aus. Sofort wurden sie der Brandstiftung beschuldigt, viele von ihnen aufgegriffen, angestelt oder aufgehängt, zahlreiche Mönche und Priester verbrannt.

Zuletzt wagte kein Christ mehr, sich auf der Straße zu zeigen. Selbst der wegen

seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft viel gepriesene bahritische Sultan Hassan (1347—1361) war ein Verfolger der Kopten. Er entzog den christlichen Kirchen und Klöstern die noch vorhandenen Grundstücke und kann so als Lehrmeister unserer neuheidnischen Säkularisierer des 18., 19. und 20. Jahrhunderts gelten.

Bei derartigen, furchtbaren, beharrlichen Verfolgungen ist es leicht begreiflich, daß die Kopten müde wurden, Widerstand zu leisten und zum Islam abfielen. Die Bemerkung Makrizis (gest. 1442), „daß es kaum mehr einen mohammedanischen Ägypter gebe, in dessen Adern nicht das Blut abgefallener Christen fließe“, kann nicht als übertrieben angesehen werden! Was von Kopten im Nillande noch christlich blieb, hat unter den osmanischen Kalifen des 16. und den Mamelukenfürsten des 17. und 18. Jahrhunderts kein besseres Los gehabt; sie blieben die gedrückten und verfolgten Helden des Landes, bis nach der französischen Expedition Bonapartes Mohammed Ali, Stifter der jetzigen Dynastie, die religiöse Duldung durch Staatsgrundgesetz einführte. (Kaiser-Nikoloff.)

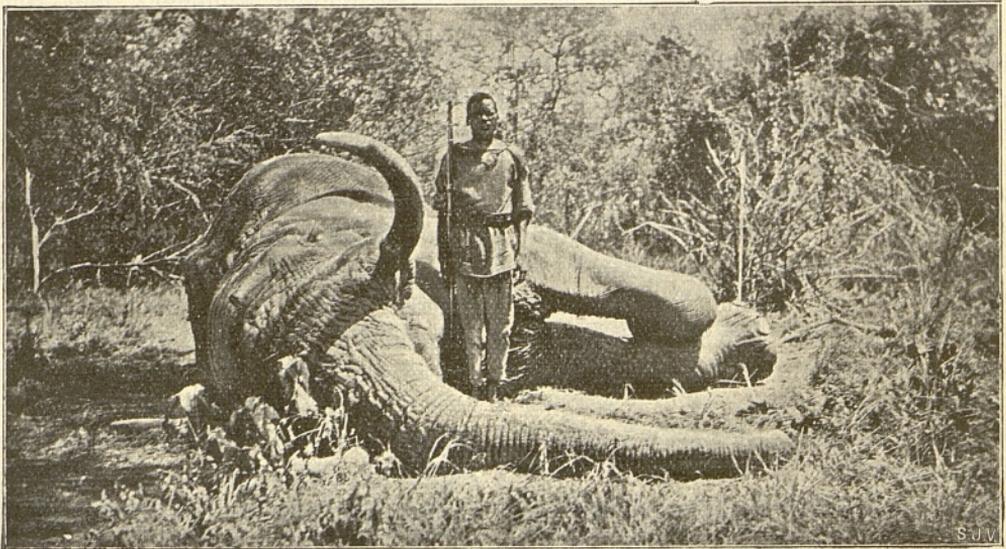
Wenn infolge dieser jahrhundertelangen Verfolgung der Charakter der Kopten großen Schaden gelitten und ihre Religion vielfach starke Verzerrungen angenommen hat, so darf man sich nicht wundern. Doch haben sie bewiesen, welche unvergleichliche Kraft der christlichen Wahrheit selbst in ihrer teilweisen Zertrümmerung und Verzerrung noch innewohnt. Auch haben sie durch ihre Beharrlichkeit der gewaltigen Zähigkeit des altägyptischen Charakters ein glänzendes Denkmal gesetzt. Die hartnäckige, tatkräftige Verteidigung der Religion, Sprache und Nationalität gegen eine jahrhundertelange Verfolgung und Unterdrückung durch die islamitischen Araber fordert gewiß unsere Bewunderung für diesen Rest der alten

Ägypter heraus. Gleichwohl zeugt es aber doch von Marktschreierei, wenn mehr als billig immer und immer ihr Festhalten am Christentum in den vergangenen barbarischen Jahrhunderten betont und belobt wird, dem schließlich doch nur ein verschwindend kleiner Teil treu blieb. Verfolgungen der Christen gab es unter den Moslemin im ganzen Orient, besonders in Syrien. Welchen Ruf der Standhaftigkeit genießen hier nicht die Maroniten. Für diese aber haben, da sie Katholiken sind, puritanische Engländer und Amerikaner nicht die Werbetrommel gerührt, weil bei ihnen eben für den Protestantismus nicht viel zu holen war. — Anders schätzt man dagegen die schismatischen Kopten ein, schmeichelt ihnen und umwirbt sie — und leider Gottes nicht umsonst! — Bei den orientalischen Katholiken Asiens erstrahlte die christliche Standhaftigkeit in viel reinem Lichte; denn bei den Kopten rang nicht so sehr diese, als vielmehr die angeborene Hartnäckigkeit die Palme. Diese oben angekreideten Lobpreisungen der Kopten vonseiten der Protestanten und Schismatiker zwingen dem in der Geschichte Eingeweihten ein ernsthaftes Kopfschütteln ab, da er weiß, daß die schismatischen Kopten immer fanatischere Widersacher der katholischen Missionäre gewesen, als selbst die Moslemin. Sie, wie alle Häretiker und Schismatiker im Morgenlande tragen auch die Schuld, daß die Mohammedaner meistens nur ein verzerrtes Christentum kennen lernten, welches ihnen gewiß keine Achtung abnötigen konnte. Heute zählt man unter rund 11 Millionen Ägyptern ungefähr 620.000 schismatische Kopten unter einem Patriarchen und mehr als 20 Bischöfen. Bei 12.000 wohnen in Kairo allein, wo sie in Alt-Kairo ein eigenes, neuerbautes Viertel bewohnen. Auch Alexandrien hat eine große Koptengemeinde. Die meisten

trifft man jedoch in den Städten der mittel-ägyptischen Oasenregion Fajum, sowie in Siut und Achmin; am dichtesten wohnen sie beisammen im nördlichen Oberägypten, um Ruft, Nakada, Luxor, Esne, Dendera, Girge und Tachta, in welchen Orten sie sich besonders auf Feldbau verlegen.

Der Stammherr der jetzigen ägyptischen Dynastie, Muhammed Ali, beeinflusst von seinem bedeutendsten Minister und Ratgeber, dem katholischen Koptenbey W'og'o's Chrali, hätte es gerne gesehen,

treibt ganz kuriose Blüten. In Assuan zum Beispiel warf man die Heiligenbilder aus der Kirche, weil sie nicht mehr zeitgemäß waren; so dekretierten die vom Protestantismus angesteckten weltlichen Kirchenvorsteher. Um den Pfarrer kümmerte man sich dabei durchaus nicht. Es ist keine Vermessenheit, anzunehmen, daß nach 100 Jahren oder noch weniger die monophysitisch-schismatische Kirche aus Mangel an Anhängern aufgehört haben wird zu existieren. Ein Teil wird sich den katholischen



Ein erlegter Elefant.

Es ist der Mühe wert, so ein Wild zu erlegen. Die betreffende Jagderlaubnis vorausgesetzt, trägt ein glücklicher Schuß dem Jäger mindestens seine 1300 Kronen ein. So viel, ja noch mehr beträgt allein schon der Erlös für die beiden Zähne eines männlichen, ausgewachsenen Elefantens.

wenn die monophysitischen Kopten sich mit der katholischen Kirche wieder vereinigt hätten: In den hierüber gepflogenen Verhandlungen dazu war man schon weit fortgeschritten, als ein fanatischer Bischof die Leute wieder abwendig machte und so die Einigung hintertrieb, gewiß nicht zum Besten seines Volkes! Jetzt sind die Bischöfe und Priester beinahe ohne Einfluß auf das Volk und machtlos gegen das Laienkirchenregiment in den Pfarreien. Ein solches Regiment

Kopten zugewendet haben (der bessere), der andere dem zersetzenden Protestantismus, welcher ihn dann später dem neuen Heidentume, dem Indifferentismus oder Monismus in die Arme treiben wird. Armes, bedauernswertes Volk! Um ihren verfehlten Glaubenssatz, in Jesus Christus wäre nur eine Natur und eine Person, an welchem sie so eigensinnig gegen die ganze damalige Christenheit festhielten, kümmern sie sich längst schon nicht mehr. Und doch brachte

gerade er so großes Glend über sie und ihr Land!

An Charakter und Geist sind die heutigen Kopten mit ihren Ahnen nicht mehr zu vergleichen. Ihre Religion besteht meist in Außerlichkeiten und Aberglauben, ihre Bildung ist gering, ihr Wesen mißtrauisch, düster und mürrisch, je nach Umständen kriechend oder herrisch. Dabei sind sie geldgierig, falsch und bestechlich. Die staatlichen Administrationen (z. B. Eisenbahn, Steueramt u. dgl.) zu hintergehen und zu betrügen, nehmen sie keinen Anstand, wenn es sich leicht machen läßt; denn alles, sagen sie, gehört ja von Rechts wegen ihnen, den Abkömmlingen der Pharaonen; die Mohammedaner besitzen es nur als Raub! Den katholischen Missionären bereiten gerade sie oft die größten Schwierigkeiten. Sie sind nicht geeignet, in ihrem gegenwärtigen Zu-

stande auf die Moslemin, deren Fehler und Laster sie so ziemlich angenommen haben, einen erbaulichen und erzieherischen Einfluß auszuüben; übrigens gilt das von allen schismatischen Christen des Morgenlandes. — Eine Hauptaufgabe der katholischen Kirche ist es darum, die zum Katholizismus bereits hinneigenden Kopten durch ihre schon katholischen Landsleute aus ihrer Erstarrung herauszureißen und einem lebenden Christentume wieder zuzuführen. Inwieweit bisher die katholische Kirche in ihren Vertretern dieser großen Aufgabe entsprochen hat, wird später erörtert werden. Wie sich die protestantisch gewordenen und noch werdenden Kopten entwickeln werden, wird die Zukunft lehren. Dem wirklichen Christentum gehen sie aller Wahrscheinlichkeit nach verloren.

Fortsetzung folgt.

Unterhaltendes.

Zamira.

(Fortsetzung.)

6. Eine Unterhaltung im Garten.

Beata, die jüngere Schwester, welche noch im elterlichen Hause wohnte, unterhielt mit Florida einen ziemlich lebhaften Briefwechsel, an welchem auch der sonst so schweigsame Thomas keinen geringen Anteil nahm.

Es war eines Abends, die Sonne war bereits hinter den Bergen verschwunden, als ein Eilbote von Lowell, ein älterer Diener des Hauses Lopez, den Florida noch aus früheren Jahren kannte, bei

ihnen eintraf und einen Brief überbrachte, den Florida sofort als aus Beatas Hand stammend erkannte. Die Erscheinung des außergewöhnlichen Boten erweckte in ihrem Herzen anfangs einige Besorgnis, die sich aber vor dem heiteren Antlitze des alten Hausdieners bald wieder verlor. Gleichwohl erbrach sie den Brief mit einer gewissen Hast und las nun wie folgt:

„Liebe Schwester!

Du wirst gewiß sehr überrascht sein, daß ich, ohne Dir Zeit zur Antwort zu lassen,

nun schon einen zweiten Brief an Dich übersende; ich schützte eben vor niemandem lieber mein Herz aus als vor Dir, Schwester. Vernimm darum, was sich Wichtiges ereignet hat.

Schon vor einigen Monaten knüpfte ein fremder junger Herr mit meinem Vater Handelsverbindungen an. Ich sah den Herrn nie, hörte auch nichts weiter von ihm, als was der Vater so im Vorbeigehen Gutes von ihm erwähnte. Da diese Lobsprüche sich des öfteren wiederholten, so interessierte es mich, den jungen Mann als einen Geschäftsfreund meines Vaters kennen zu lernen.

Heute nun lud ihn mein Vater bei uns zu Mittag, was dieser auch gerne annahm.

Lorenz Waltert, wie er sich nennt, ist ein Bürger der freien Schweiz, eines Landes, von dem unser Vater soviel Schönes und Gutes erzählte. Das Äußere Walterts ist sehr angenehm. Seine blühende Gesichtsfarbe trägt den Stempel jugendlicher Frische und ungeschwächter Manneskraft. Die erhabene Stirn und die festen Lippen geben ihm einen gewissen Ernst, der dann aber durch das seelenvolle Auge wieder erheitert wird, das nicht, wie bei so vielen, unstät und flatterhaft umherschießt und bei keinem ernstem Gedanken zu treffen ist. Du solltest ihn aber erst reden hören, liebe Schwester! Seine Sprache ist angenehm und geistvoll und seine Stimme weckt bei jedem ein wahrhaft herzliches Zutrauen. Waltert mag ungefähr dreißig Jahre alt sein, obgleich er viel jünger aussieht.

Ich saß ihm an der Tafel gegenüber. Da die Gespräche, vorzüglich zwischen ihm und meinem Vater geführt, Handelsgegenstände und Schilderungen aus der Schweiz betrafen, so hatte ich Zeit, mir sein Bild genauer einzuprägen.

Nach der Tafel wurde mein Vater ins Kontor gerufen. Er versprach, sogleich

wiederzukommen, und verwies inzwischen den Herrn Waltert an meine Unterhaltung, wohl nicht bedenkend, welcher Verlegenheit er mich dadurch preisgab. Auch dem Herrn Waltert schien es in der Stube zu eng zu sein, denn er trat sofort an das Fenster, das die Aussicht auf unsern Garten hat. Er schien vom Anblick desselben freudig überrascht zu sein, denn er sagte lebhaft: „Fräulein, ich bewundere Ihren Garten, seine Anlage spricht mich sehr an, um so mehr, weil ich bei Newport selbst mit der Anlage eines solchen beschäftigt bin, der freilich nicht so großartig und mannigfaltig wie dieser werden wird“.

„Wenn es Sie, Herr Waltert, nur im geringsten interessiert,“ erwiderte ich, „so werde ich Sie in den Garten hinabführen und indes dem Vater sagen lassen, daß er Sie dort wieder treffen werde.“

Wir traten in den Garten. Da in der freien Luft verlor ich einigermaßen meine Befangenheit. Ich führte Waltert nach allen Richtungen hin und nannte ihm einige Blumen und Pflanzen, die er nicht zu kennen vorgab.

Auf einmal stand er still, über sah ringsum, was sich Schönes seinem Blicke bot, und sagte dann in einem ernstern, aber gemüthvollen Tone: „Mir gefällt das Leben eines Gärtners, der da bedenkt, was er schafft, und in der Natur jenes Wesen erkennt und preist, das sie so wunderbar gestaltet hat. Das volle Leben des Menschen hat einen Frühling, einen Sommer und einen Herbst; so auch das Leben der Blumen. Kein Bild in der Schöpfung ist dem Menschen und seiner Natur ähnlicher als die Blumentwelt. Wie manche Blume stirbt schon in ihrem Keime; wie manche bringt es zur Knospe und wird dann von einem unzeitigen Reif geknickt; wie manche erliegt einem Sturm, weil der Gärtner ihren Stengel nicht zur rechten Zeit festgebun-

den. Tausend Unfälle belauern ihr Wachstum, bis sie zur Blüte kommt.

Ringt sich nicht unter ähnlichen Gefahren auch das Leben der Kindheit empor? Wie mannigfaltig sind Leben und Unschuld der Jugend bedroht; wie unzählig sind die Fälle, die derselben ein allzu frühes Grab erschließen.

Was steht herrlicher da als die üppige Rose, die ihren duftenden Kelch geöffnet? Wie ansprechend ist das zarte Blau des bescheidenen Weilhens, die Lieblichkeit der weißen Lilie als Vorbild der reinsten Unschuld? Sind sie nicht treue Bilder des menschlichen Lebens? Und doch wie bald sind sie an Kraft, Pracht und Schönheit zertrümmert!

So groß die Freuden des Gärtners sind bei dem Anblick so vieler unerforschlicher Wunder der Natur, die oft bloß ein einziger Staubfaden, ein bunt bemaltes Blatt, wie die gesamte Zusammensetzung der Blumen an den Tag legt, ebenso reichhaltig müssen seine Sorgen für das Gedeihen und die Erhaltung derselben sein zu jeder Stunde des Tages und der Nacht.

Und was lehrt uns endlich die welkende Blume am Herbst ihres Daseins? Gestern war sie noch blühend und schön und ihre Däfte erfüllten die Luft — und heute neigt sie die welkende Krone zur Erde nieder. O der Flüchtigkeit und Eitelkeit dieses Lebens! Den glücklichsten Menschen hienieden ist kein anderes Los beschieden.

Wenn ich am Abend durch Arbeit körperlich und durch Studium und Spekulation geistig ermüdet bin und Glück und Reichtum mir zuweilen allen Reiz versagen, da flüchte ich mich so gern in meinen kleinen Garten hinaus und schöpfe mir wieder Trost aus den Lebensbildern der werdenden und welkenden Blumen.

Gerade ihr Verwelken und Sterben, fuhr Waltert nach einer kurzen Pause in bewegtem Tone fort, gibt sogar der mensch-

lichen Vernunft eine Brücke, auf welcher der christliche Glaube uns sicher in die ewige Heimat hinüberführt. Im Tode und in der Verwesung der Blume liegt der Keim ihrer Auferstehung. Noch scheidend sagt sie uns daher: Im Frühling werde ich schöner wieder erstehen.

Was anders könnte uns so reichen Trost gewähren als die Aussicht über dem Grabe auf ewige Wonne im Geiste? Die irdischen Freuden sind flüchtig und kurz; Leiden und Sorgen lauern uns auf wie listige Schlangen, die Stunde des Todes ist ungewiß. Was können wir Sicheres dem Leben abborgen?

Bei diesen Worten sah er mich mit einem forschenden Blick an und versuchte zu lächeln, indem er hinzusetzte: Fräulein, Sie werden mich für einen Schwärmer halten'.

„Keineswegs, Herr Waltert,“ erwiderte ich, „Sie haben mir aus der Seele geredet. Die tägliche Erfahrung bestätigt Ihre Worte, und ich werde derselben noch lange gedenken, denn ich glaube Sie zu verstehen. Sie mahnen mich an die Worte des Dichters:

„Wer eitle Lust mit Macht bezwingt
Und Trost dem Leiden abgewinnt,
Wer wie ein Gift das Böse haßt,
Der hat das wahre Glück erfaßt.“

„Ganz richtig,“ erwiderte er, indem er lebhaft meine Hand ergriff. „Ihr Geständnis, Fräulein, erfreut mich sehr.“

Soeben trat mein Vater in den Garten; wir eilten ihm entgegen.

„Habt Ihr Euch gut unterhalten, Herr Waltert?“ redete ihn mein Vater an.

„Sehr gut, Herr Lopez, was meine Person betrifft,“ antwortete Waltert und warf dabei einen fragenden Blick auf mich, der mich selbst wieder verlegen machte, weil auch ich mich aussprechen sollte.

Mein Vater, der meine Verwirrung bemerkte und dieselbe wahrscheinlich nicht

richtig deutete, brach das Gespräch sofort ab, indem er halb scherzend sagte: „Die Magd hat eben zum Kaffee geläutet, folgen wir ihrer Einladung“.

Nach dem Kaffee nahm Waltert Abschied mit der Bemerkung, daß seine Geschäfte ihn nach drei Wochen wieder nach Lowell führen dürften.

Raum hatte Waltert das Haus verlassen, als ich auf mein Zimmer eilte, um Dir diesen Brief zu schreiben.

Ich weiß wahrhaftig nicht, wie mir zumute ist. So wie Waltert, mit dieser Begeisterung, mit dieser lebendigen Überzeugung habe ich noch keinen jungen Mann reden gehört. Er fühlt, was er spricht, und ich glaube auch, er handelt nach seinen Worten.

Erst jetzt verstehe ich, liebe Schwester, Deine letzten zwei Briefe besser, worin Du mir so dringend ans Herz gelegt, den romantischen Trugbildern der Welt nicht zu vertrauen und bei meiner Wahl einst mehr auf Tugend als auf Schönheit zu achten weil es Momente gibt, wo wir den einzigen Trost nur über der Welt und ihren Geschöpfen finden“.

Waltert ist schön; er ist aber noch mehr, er ist tugendhaft. Er ist der erste junge Mann, der einen bleibenden Eindruck in meiner Seele zurückgelassen. Ich weiß zwar nicht, wie er von mir denkt. Immerhin laß mir Deinen Rat und Dein Gebet zu Hilfe kommen.

Und daß ich endlich zu dieser Frage komme: Wie geht's in Deiner Familie? Was macht der kleine Thomas? Der wird gewiß schon reden und laufen können und seinen Eltern viel Freude machen? Gott erhalte ihn gesund!

Der Vater hat uns Hoffnung gemacht, daß wir im nächsten Herbst Dich einmal besuchen werden. Ich freue mich schon auf

diese Zeit. Indes meine herzlichen Grüße an Deinen Gemahl, wobei ich stets bin

Deine liebende Schwester Beata.“

Lowell, den 18. Juni . . .

* * *

Lorenz Waltert, welcher, wie unsere Leser wohl bemerkt haben, kein anderer ist als der neue schweizerische Ansiedler bei Newport, hatte nach ungefähr sieben Jahren seine Prärie so kultiviert, daß er in den Stand gesetzt wurde, auch auf weitere Handelspekulationen auszugehen. Seine Schiffe trugen die Erzeugnisse des Bodens und mancherlei Baumwollensfabrikate aus den reichen Gewinn gewährenden Fabriken der Staaten von Massachusetts und Rhode-Island nicht bloß zu den nächsten Inseln Block, Connecticut und Prudence hin, sondern vermittelten sogar manchen günstigen Tauschhandel mit Newyork und Philadelphia.

Da er sich in der kaufmännischen Welt schon einen Namen erworben hatte, so gelang es ihm leicht, mit dem berühmten Fabriksbesitzer Lopez in Lowell Handelsverbindungen anzuknüpfen. Bei diesem Anlasse lernte er auch die Tochter des Herrn Lopez kennen, deren bescheidenes Betragen ihm besonders in die Augen fiel. Sie war immer einfach, doch sehr geschmackvoll gekleidet. Aus ihren runden blauen Augen sprach ein seelenvoller Blick voll Sanftmut und Herzensgüte. Ein heiteres Lächeln spielte um ihren Mund, das ihrem Antlitz das Gepräge von Verstand und frohem Lebensmut gab.

Nicht minder günstig lauteten die Erkundigungen, welche er im stillen über das häusliche Wesen Beatas einzog.

Beata entsprach ganz seinem Ideal, sofern, worüber er einzig noch ungewiß war, mit ihrem schönen Äußeren auch die Bildung des Geistes in Harmonie stände. Um darüber Gewißheit zu erlangen, war ihm

die Einladung des Herrn Lopez zum einfachen Mittagmahl, von dem Beata Anlaß zu dem Briefe an ihre Schwester genommen, sehr erwünscht.

Das kurze Gespräch im Garten endlich hatte seine Seele vollends mit Liebe und Entzücken erfüllt; denn er glaubte, in Beata jene guten inneren Eigenschaften entdeckt zu haben, die das gesuchte Bild seiner Seele vollenden sollten.

Nur vor einer Frage stand Waltert noch ganz im Ungewissen: „Wird sie mich auch lieben?“ Um diese Zweifel zu überwinden, entschloß er sich, beim nächsten Besuch in Lowell nach Beatas Neigung zu forschen und, wenn dieselbe ihm günstig wäre, bei Lopez sofort um ihre Hand zu werben.

7. Keine Rosen ohne Dornen.

Kaum war Waltert heimgekehrt, so sann er darauf, wie er seine Bitte bei Lopez einleiten und zugleich der Gesinnung der Tochter sich versichern könne. Da er von Lopez ein Geschenk an Baumwollenzug für seine innere Haushaltung erhalten hatte, das zwar von keinem so großen Werte und mehr aus Spekulation gemacht worden war, so führte ihn dasselbe doch auf den Gedanken, durch ein Gegengeschenk an Beata deren Herzensschlag zu prüfen.

Seine Wahl fiel auf einen Pelzmantel, wie sie in der Gegend von Lowell von Frauenpersonen aus vermögendere Ständen getragen wurden. . . .

Kaum waren drei Wochen seit dem letzten Besuch in Lowell verfloßen, als Waltert sich bereit machte, um wegen Ankaufes und Neubestellungen verschiedener Baumwollensfabrikate wieder dahin zu reisen. Dabei durfte freilich der schön gefertigte Mantel von kostbarem Hermelin nicht fehlen.

Waltert zitterte das Herz schon auf dem Wege nach Lowell und mit jeder Stunde,

die ihn dem Orte näher brachte, stieg seine Beklommenheit.

Endlich erreichte Waltert die Stadt Lowell und eine Stunde später stand er bereits im Kontor des Herrn Lopez, indes ein Diener das Kistchen mit dem Pelzmantel nachtrug.

Waltert wurde wie gewöhnlich mit besonderem Wohlwollen von Lopez empfangen, welches sich nach kaufmännischer Manier um so höher steigerte, als die von Waltert aufgegebenen Bestellungen und Ankäufe sich mehrten.

Als die Geschäfte vorläufig erledigt waren, traten beide in ein Nebenzimmer ein, weil Waltert den Wunsch geäußert hatte, mit Lopez allein einige Worte zu reden. Jetzt war Waltert seiner kaum mehr mächtig. Seine bisherige Ruhe und Unbefangtheit schien ihn gänzlich verlassen zu wollen.

Man setzte sich. Waltert schwieg noch immer, denn das Blut kochte gewaltig in seinen Adern. Die Schweizernatur hatte ihn noch nicht verlassen. Lopez sah ihn mit einem Blick an, der zu fragen schien, was dem Herrn beliebe.

„Sie haben mir,“ so löste sich endlich Walterts Zunge etwas stotternd, „vor einigen Wochen ein wertvolles Geschenk für meinen kleinen Haushalt gemacht. . .“

„O, reden Sie doch, mein lieber Freund,“ unterbrach ihn Lopez, „kein Wort von dieser Bagatelle, es waren ja nur einige Muster ohne besonderen Wert.“

„Nun,“ fuhr Waltert schon etwas gefaßter fort, „gerade diese Ihre Güte, die Sie so gering anschlagen, veranlaßt mich, sofern Sie es gestatten, Ihrer Tochter Beata ein kleines Gegengeschenk zu machen. Damit Sie aber mein Anerbieten nicht mißdeuten oder wohl gar mißbilligen möchten, so fand ich es für tunlich, auf Ihre Weisung mich zu verlassen.“

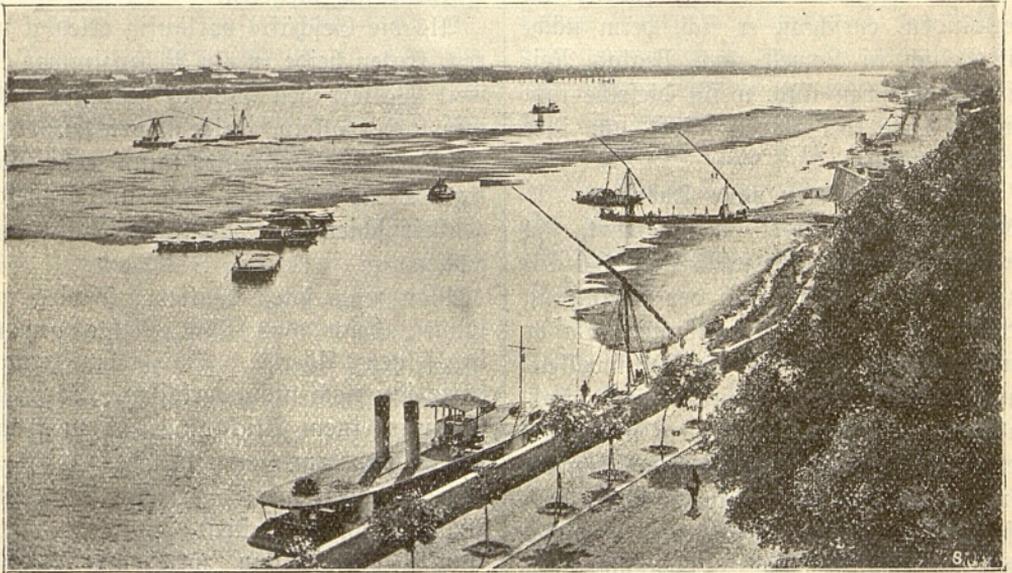
Die letzten Worte klärten Lopez die Ab-

sicht Waltert's auf einmal so ziemlich auf. Der Gedanke: „Er will um meine Tochter werben“ fuhr ihm blitzschnell durch den Kopf.

Mit einem Seitenblick den männlich schönen Waltert musternd, stieg die an Vermögen viel leichtere Schale desselben vor dem Gewicht seiner Millionen allerdings ziemlich hoch empor, obwohl Lopez sonst mit Glück und Reichtum nicht prunkte; aber das redliche, offene und charakterfesteste Wesen des Jünglings und die edle Weise, womit

pez, die kaum eine volle Minute seine Seele in Anspruch genommen. Er zog seine Lippen zu einem freundlichen Lächeln zusammen, ergriff die Hand des jungen Mannes, der inzwischen wie auf glühenden Kohlen saß, und sagte:

„Mein lieber Freund, ich vermag Ihnen weder zu verbieten, meiner Tochter ein Geschenk zu machen, noch Ihre edle Absicht zu mißdeuten. Meine Tochter, die ich sehr liebe, ist in der Tat ein gutes, braves Kind, das Ihr Geschenk kaum verschmähen wird,



Das Nilufer vor Kharthoum

bietet immer für Einheimische und Fremde angenehme und interessante Erholungs-spaziergänge. Auch bei hoher Temperatur (44° C) weht dort immer ein kühles Lüftchen. Im Frühjahr und Sommer nimmt die Wassermenge ab und aus dem Flußbette ragen dann größere Sandinseln hervor.

er seine Bewerbung um die Hand der Tochter beim Vater einzuleiten suchte, bevor er, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, deren Herz bestrickt hatte, sprach zu Waltert's Gunsten. Auch ließ ihn das aufstrebende Glück und der deutlich erkennbare Geist der Spekulation des jungen Mannes für denselben eine günstige Zukunft berechnen.

„Wir wollen sehen,“ war der Schluß der inneren Beratung des halb besieigten Lo-

pez, wenn sie erfährt, daß es meine Genehmigung erhalten hat; eine Freude ihres Herzens ist im übrigen auch die meine.“

Soeben verlangten neue Ankömmlinge mit dem Herrn zu sprechen, daher fuhr Lopez nach einiger Unterbrechung fort:

„Sie bleiben ja doch einige Tage bei uns, und wenn Sie in meine freundschaftliche Einladung einwilligen, so begleiten Sie uns morgen nach meinem nahen

Vandgute. Inzwischen machen Sie Ihr Geschäft mit meiner Tochter ab."

Dabei drückte er Waltert treuherzig die Hand, begleitete ihn in das Wohnzimmer, wo die Tochter gewöhnlich an ihrem Arbeitstische saß. Als Lopez mit Waltert ins Zimmer trat, erhob sich Beata überrascht und errötend von ihrem Sitze.

"Bleibe nur, meine Tochter," jagte Lopez mit sanfter Stimme. "Ich habe unserem Freunde Waltert ein ganz unbedeutendes Geschenk gemacht, und nun möchte er seinen Dank mit einem Gegengeschenk an dich abstaten. Ich will es euch nun überlassen, das Geschäft in Frieden beizulegen." Nach diesen Worten entfernte sich Lopez mit heiterem Humor.

Nun war freilich der erste Anlauf ziemlich glücklich überstanden; aber es galt noch eine gewaltige Höhe zu erklimmen, um ans Ziel zu gelangen.

Waltert nahm ein schmuckes Kistchen unter dem Arm hervor und setzte sich Beata gegenüber auf einen Stuhl. Sein erster Blick begegnete dem ihren, der ihm einigen Mut einflößte.

"Fräulein," redete er sie an, indem er das geöffnete Kistchen mit dem kostbaren Pelzmantel vor ihren Augen hinstellte, "Sie machen mir ein Vergnügen, wenn Sie dieses kleine Geschenk, ohne weiter davon zu reden, annehmen. Ich erfülle damit eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihren Herrn Vater für sein mir bewiesenes Wohlwollen und eine gleiche gegen Sie für das Vergnügen und die freudige Erinnerung, welche die jüngste Unterhaltung im Garten in meiner Seele zurückgelassen."

"Sie beschämen mich, Herr Waltert," erwiderte Beata; "ich erinnere mich noch recht gut dieser angenehmen Stunden, welche Ihre so richtige Lebensanschauung über den Wert oder Unwert der menschlichen Handlungen mir so ungemein interessant ge-

macht hat. "Ich habe Ihre Worte treu im Herzen bewahrt."

"Was nun," fuhr sie nach einer Pause fort, "Ihr Geschenk betrifft, so nehme ich es Ihrem Wunsche gemäß ohne Widerrede an."

Waltert dankte ihr mit sichtbarer Freude und bedauerte nur, daß der Gang ihres Gespräches durch den aufgetragenen Tee unterbrochen wurde. Beata nahm das Kistchen und entfernte sich damit auf ihr Zimmer.

Die innere Bewegung, die sein Herz ergriffen hatte und der Gedanke, daß und wie sein Schicksal sich nun entscheiden werde, trieben Waltert hinaus ins Freie.

Im Herzen blieb es freilich warm und rege, vor dem kalten Verstande aber zogen sich die Vorstellungen der Phantasie wie flüchtige Nebel zurück. Seine Bewerbung um Beata und die hiefür getanen Schritte erschienen vor seiner Seele wie ein freches Wagnis, wenn er sein mehr noch spekulatives Vermögen mit dem großen Reichtum und dem Ansehen des Herrn Lopez verglich.

"Und welche Aussicht hast du am Ende gewonnen?" rechnete der nüchterne Kopf ihm vor. "Lopez und Beata waren höflich, gaben dir freundliche Worte, mehr nicht, und damit hat es sein Bewenden."

Nur so weit, aber nicht weiter, ließ es sein liebendes Herz kommen. Aus demselben rang sich die Bitte zum Himmel, daß Gott ihn stärken und Alles zu seinem Besten leiten möge. Unter solchen Empfindungen kehrte sich Waltert wieder dem Hause des Lopez zu.

Mit mehr Zuversicht hatte indes die Freude in der Seele Beatas Einkehr genommen. Ihr Herz sagte ihr, daß Waltert sie liebe. Dieses Gefühl und die günstige Deutung der Art und Weise, wie ihn der Vater bei ihr eingeführt, öffnete ihr Inneres einer heißen Hoffnung.

Ganz glücklich über das schöne Geschenk, eilte Beata in den Saal hinab, wo sie sich mit dem kostbaren Mantel angetan, im großen Wandspiegel betrachten wollte; um aber mit ihrem Geschenke nicht überrascht zu werden, ließ sie dasselbe einstweilen im Arbeitszimmer, um sich zuvor zu überzeugen, ob sie ungestört wäre.

Der Saal war leer, nur das Kammermädchen, ein heiteres Wesen, das so ziemlich ins Vertrauen Beatas eingebracht war, goß aus einer Kanne Wasser in die Blumentöpfe.

„Sophie,“ sagte Beata eilig, „hole mir den hübschen Pelzmantel auf meinem Puztische im Zimmer; ich will sehen, wie er mich kleidet.“

Das Mädchen eilte hinauf, nahm den Mantel und zog ihn an, um Beata zu überraschen. . . .

Gedankenvoll hatte Waltert indes die Schwelle des Hauses wieder betreten und stieg eben die Treppe hinauf, von der ein Gang nach dem Saale führte, als Sophie, in den kostbaren Mantel gehüllt, fichernd und flüchtig wie ein Reh die Stiege hinabhüpfte und über den langen Gang hin der Saaltür zueilte und verschwand.

Waltert sah die Gestalt vorüberziehen und war anfänglich freudig überrascht, indem er darin Beata vermutete. Das mädchenhafte Tun und Lachen und mehr noch die rabenschwarzen Haare Sophiens belehrten ihn aber bald über seinen Irrtum. Wie ein Blitzstrahl fuhr der Gedanke durch seine Seele: „So spottet man deines Geschenke und deiner Liebe, daß eine Kammerjungfer im Mantel Komödie treiben muß.“

Der gute Mann stand da wie vernichtet. Jede innere Mahnung vor Übereilung wurde von Schmerz, Scham und Ärger übertönt. Sein erster Gedanke war, die Pferde satteln zu lassen und mit seinem

Diener auf der Stelle die Stadt zu verlassen. Er stürzte die Stiege hinab, eilte in den Stall und befahl seinem Diener in stürmischer Hast, die Pferde zur Abreise bereit zu halten.

Der Diener tat erstaunt wie ihm befohlen wurde.

Nun erst fiel es Waltert ein, daß er noch einige Geschäfte und Rechnungen mit Lopez zu bereinigen habe, so daß er anstandshalber nicht ohne gehörige Rücksprache von Lopez scheiden durfte, wenn er dadurch nicht einen vollen Bruch herbeiführen wollte. Dieser Umstand überwog das schmerzliche Gegengewicht. „Ich will scheiden wie ein Mann,“ sagte er nach einigem Nachdenken zu sich und ging langsam dem Kontor des Herrn Lopez zu, das sich im Parterre des Hauses befand.

Als Waltert ins Kontor trat, erhob sich Lopez sogleich von seinem Sitze, ging ihm freundlich entgegen und führte ihn, ohne nach seinem Begehren zu fragen, ins Sprechzimmer, begierig, zu erfahren, wie Waltert von seiner Tochter aufgenommen worden sei. Erst nachdem sie in das Zimmer getreten waren, bemerkte Lopez, wie blaß und aufgeregt Waltert war. „Was ist Ihnen, mein Freund?“ redete er ihn an.

„Herr Lopez,“ antwortete Waltert schnell in einem Tone männlicher Resignation, die wahrhaft geeignet ist, sich und andere zu beherrschen. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir meine Rechnungen zur Ausgleichung vorzulegen, indem ich nicht ungern noch diesen Abend nach Boston reisen möchte. Da meine Geschäfte mich ohnehies dahin rufen, so müßte ich meine Sache bei einem weiteren Aufenthalte hier etwas zu lange verzögern.“

Die kalte Ruhe des jungen Mannes, mit der er sein Gesuch stellte, war für Lopez wahrhaft ein Rätsel.

„Es tut mir leid, mein Freund,“ erwiderte Lopez, „daß ich Ihnen für diesen Abend unmöglich entsprechen kann. Ich habe meinen Schreibern für heute andere Arbeiten aufgegeben und war bedacht, Ihre Rechnung erst auf morgen abends in Bereitschaft zu halten, da ich auf das Vergnügen zählte, Sie länger noch in unserem Kreise zu sehen. Im übrigen ist ja die Sache nicht so wichtig, und da Sie der kürzeste Weg wieder über Lowell zurückführt, so mögen Sie auf der Rückreise in die Bücher Einsicht nehmen.“

„Nun ja, nach längstens vier Tagen kann ich wieder da sein.“ An diese Worte knüpfte Waltert noch einige Bestellungen, die er noch zu ergänzen hatte.

So schied Waltert ohne Verzug unter den freundlichsten Höflichkeitsbezeugungen nach kaufmännischer Art, ohne eine weitere Erklärung abzugeben. Fünf Minuten später ritt er mit seinem Diener aus dem Hofe, ohne auch nur ein einziges Mal zurückzusehen. . . .

Das Pferdegetrappel lockte Beata an das Fenster ihres Zimmers, und ein Schauer von unerklärbarer Beängstigung erfüllte ihre Seele, als sie in den flüchtigen Reitern Waltert und seinen Diener in vollem Reisekostüm erkannte.

Schon als Sophie — in ihrem Mutwillen — in den Pelzmantel gehüllt in den Saal trat, heftlich plötzlich ein geheimer Schauer ihr Inneres; eine tiefe Wehmut, die sie sich nicht zu erklären wußte, die sie aber wie die Ahnung von einem bevorstehenden Unglück empfunden hatte, stieg aus dem Grunde ihrer Seele auf und verdoppelte die Schläge ihres wogenden Busens. Darum fragte sie auch Sophie unwillkürlich: „Hat dich jemand in diesem Mantel gesehen?“

„Das kann ich nicht bestimmt sagen, denn ich sah mich nicht um,“ antwortete

Sophie; „doch hörte ich jemand die untere Treppe hinaufsteigen, als ich die Stufen der oberen Stiege betrat.“

Bei Beata war es nun ausgemacht, daß es Waltert war, der hinaufstieg und Sophie bemerkt hatte. . . .

Noch immer blickte Beata dem flüchtigen Reiter nach, der, ohne Abschied von ihr zu nehmen, so eilig das Haus verlassen hatte, bis eine Schwenkung der Straße denselben ihren Augen entzog. Es war ihr, als ziehe ein unsichtbares Band ihr Herz ihm nach.

So harmlos floß vordem ihr Leben dahin. Keine Sorge, kein Weh trübte ihren natürlichen Frohsinn. Und nun war ihr Herz so beklommen, ihre Ruhe verschwunden und ein unbekanntes, schmerzliches Gefühl bewegte ihr Inneres. Sind das die Freuden der Liebe? Ist das ihre Lust und Seligkeit?

Waltert, wüßtest du, was Beata unheimlich leidet, die doch im Grunde genommen an diesem Mißverständnis unschuldig ist! Wie konntest du dich entfernen, ohne dich näher erkundigt, ohne den Schleier der Täuschung gelüftet zu haben?

Solche und ähnliche Gedanken bestürmten ihr zartfühlendes Herz. Sie entfernte sich vom Fenster, in der Absicht, durch Arbeit sich zu zerstreuen, als ihr Blick auf ein Bild der heiligen Jungfrau Maria fiel, das in einer kleinen, kunstreich geformten Statue von Bronze auf einem Tischchen stand. Welche Sanftmut strahlte aus ihrem Antlitz, welche zärtliche Hinnegung sprach zu Jesus, dem göttlichen Kinde, das sie im Arme trug! Dieser Anblick entlockte ihrem Auge eine Träne der Wehmut und inneren Rührung. Unwillkürlich sank sie auf ihre Knie nieder; sie betete.

Nach einigen Minuten erhob sich Beata wieder wie neu gestärkt.

„Ich liebe ihn und keinen anderen; allein ich werde ihm entsagen, wenn es Gott

verlangt.“ Das war die Frucht ihres Gebetes.

Es gelang ihr auch, beim Nachtessen vor ihrem Vater, der nicht ohne einige Besorgnis und Neugierde aus ihren Augen zu lesen suchte, ruhig und heiter zu erscheinen. Dem klugen Manne entging indes die Wahrnehmung nicht, daß sie geweint hatte.

Nach dem Essen, als er sich mit ihr allein befand, fragte er sie forschend: „Wie hat dir, mein Kind, das Geschenk Walterts gefallen?“

„O, sehr gut!“ erwiderte Beata schnell. Doch nun war ihre Fassung dahin; eine Träne stahl sich in ihr Auge, so sehr sie auch widerstand.

„Er ist nach Boston gereist, doch wird er in vier Tagen wiederkehren,“ fuhr der Vater fort. „Ich hatte ihn auf morgen zu unserer Spazierfahrt aufs Landgut eingeladen. Er nahm die Einladung an; daher fiel es mir auf, daß er später etwas rätselhaft bei mir Abschied nahm.“

Nun erzählte Beata den Vorfall mit Sophie im Pelzmantel, die Waltert höchst wahrscheinlich erblickt haben müsse, und ließ nicht undeutlich merken, daß ihr Herz darüber erschrocken sei.

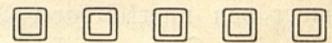
„Ja, wenn es nur das ist, so wird sich die Sache wohl aufklären,“ sagte Lopez lächelnd, der nun genug wußte, um die stille Träne im Auge der Tochter richtig zu deuten.

Nach vier Tagen trat Waltert wirklich wieder bei Lopez ein. Noch am Abend kam es zu den nötigen Erklärungen; das Mißverständnis hellte sich vollständig auf. Waltert bat für seine Übereilung um Verzeihung, die er leicht erhielt; dann legte Lopez die Hände der Beiden zusammen und sagte liebevoll: „Meine Kinder, nehmt das Leben, wie es ist. Arbeit und Tugend sind die Grundlagen des zeitlichen und ewigen Glückes. Gott der Herr gebe den Segen zu eurem Bunde!“

(Fortsetzung folgt.)



Verchiedenes



Ärztliche Ordination in China.

Fremdartige und komische Szenen schildert Dr. H. Bortisch von Bloten, der lange Zeit als Missionsarzt in China tätig gewesen ist, in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, indem er Erfahrungen aus seiner Sprechstunde wiedergibt. Es entspinnt sich z. B. folgendes Gespräch mit einem Patienten: „Wo fehlt es deinem Edelsteinleib?“ — „Ach, mein „Hausfloh“ hat die Masern gehabt, und jetzt hustet er noch immer; kannst du ihm eine Arznei geben?“ — Ein hustender Hausfloh, der die Masern gehabt hat und

Arznei kriegen soll, ist gewiß eine Merkwürdigkeit. Es verbirgt sich aber hinter dem schönen Namen der Sohn des Herrn, und er wird von seinem Vater nur mit einer so verächtlichen Bezeichnung belegt, um die bösen Geister zu täuschen, die es ja stets auf die Ehre jeder Familie, auf die Söhne, abgesehen haben. „Du mußt dein Kind herbringen, damit ich es untersuchen kann.“ — „Ja, das geht nicht,“ erwiderte der Alte. „Der Wahrsager befahl mir, mein Kind sechs Wochen lang im Hause zu behalten; außerhalb des Hauses würden

gleich die bösen Geister auf dasselbe stürzen, um sich seiner Seele zu bemächtigen.“ Damit ging der Mann weg.

Bald darauf erscheint ein anderer. Mit Bücklingen und zusammengelegten Händen, dann sogar mit einem Rotau begrüßt er mich, ruft hierauf seinen Sohn und befiehlt ihm, sich ebenfalls vor mir auf den Boden zu werfen. Meine Abwehr hilft nichts. Endlich sitzt der Herr, ein zur Ausnahme einmal sauber gekleideter Chinese, in schönem, langem, blauem Rock, gelben Hosen, violetten Überhosen — wir sind im Winter —, weißen Strümpfen und schwarzen Samtschuhen. Er fragt mich nach meinem „hohen Geschlecht“, und ich nenne ihm meinen „unwürdigen“ Namen: Fo, den ich mir in China wohl oder übel zuslegen mußte, sonst gälte ich als Barbar und als heimatlos! Er fragt mich nach der Zahl meiner Söhne und nach den „tausend Goldstücken“ (den Lächtern). Er fragt, wieviel Geld mein Rock kostete und wie lange ich im „Blumenreiche“ weile, wie alt ich sei und ob es solche Spitäler wie hier in meinem „geehrten Reich“ gebe (dabei wußten die Chinesen vor uns kaum etwas von einem richtigen Spital!). Endlich rückt er heraus, daß sein Sohn einen bösen Zahn habe. Dem Übelstand war gleich abgeholfen, und da der Zahn bereits wackelte, war es ohne Schmerz gegangen. Glücklich und verwundert sieht es der Vater und läuft plötzlich zur Tür hinaus. Und dann frachte es draußen: ein-, zwei- bis hundertmal! Es war ein Paket Feuerfrösche, die der dankbare Vater mir zu

Ehren angezündet — das Geld wäre mir, das heißt meinem Spital, lieber gewesen.

Ein Mann, den der Arzt von der Wasserfucht heilte, kam einmal mit einem langen Zuge von Pfeifern und Trommlern zu ihm, nachdem er erst durch die ganze Stadt gezogen war, um für das Missionsspital Reklame zu machen. In der Verkleidung eines hohen Gelehrten, um mich besonders zu ehren, neigte er sich vor mir und ließ mir nebst einer Ehrentafel mit goldenen Zeichen noch etwa zehn Geschenke überreichen, worunter ein geschmortes Spanferkel, Reiswein, Kuchen und Eier waren. Aber nicht alle Chinesen sind so dankbar; für eine Konsultation zahlen sie höchstens 20 Heller und manchmal auch gar nichts. So ließ sich einmal ein Patient von Dr. Bortisch untersuchen; derselbe hatte, weil es Winter war, zwölf Röcke übereinander angezogen. Als er das Honorar von 20 Hellern erlegen sollte, klagte der Rockreiche: „Ich habe kein Geld bei mir“. — „Ich muß meine Arznei doch auch kaufen,“ antwortete der Arzt. „Wer zwölf Röcke hat, hat doch gewiß auch Geld darin.“ Er beteuerte nochmals, keines zu haben. Dann aber leuchtete plötzlich sein gelbes Antlitz auf; er zog ein Paar Hosen aus — wieviel er anhatte, wissen die Götter —, legte sie auf den Tisch und sagte freudig: „Nimm dies als Bezahlung, großer Mann“. Der Doktor aber wollte dieses Honorar nicht, und so zog er glücklich seine Beinhüllen wieder an.

Über die Vogelwelt in Deutschostafrika.

Über diesen Gegenstand sprach jüngst der Forschungsreisende Schillings in der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft in Berlin. Schillings hat nach der „Voss-

Ztg.“ von der deutschostafrikanischen Küste aus den oberen Pangani besucht, ist dann auf der zuerst von D. Neumann beschrittenen Straße an dem Natron-See vorbei

zum Guasso Nyiro gezogen und hat über Sotik und den Ngare Dobasch den Viktoria-Nyanza erreicht. Ein großartiges Schauspiel bietet sich dem Beobachter dar, wenn irgendwo ein Stück Wild gefallen ist. In kurzer Zeit erscheinen aus allen Richtungen die Geier, in deren Gesellschaft stets der Marabu und der Rabe sich befinden. Sieben Tagereisen von der Küste wurden die ersten Strauße bemerkt, einmal 45 Exemplare beieinander. Bei Ngaruman erhielt Schillings im Oktober frische Straußeneier. Sehr merkwürdig ist die Vogelwelt des Natron-Sees. Viele Tausende von Flamingos standen in Regimentern nebeneinander; sobald ein Schuß fiel, erhob sich mit donnerndem Geräusch ein Teil der Vögel, während die weiterstehenden sich nicht stören ließen. Pfauenfränche in großen Scharen zeichneten sich durch geringe Scheuheit aus. Am Naiwiascha-See verfolgten zahlreiche Störche die Heuschreckenschwärme, und neben ihnen hatten sich dort unzählige Raubbögel versammelt, welche die reichgedeckte Tafel angezogen hatte. Weiterhin wurden Trappen häufig, auf denen einmal Bienenfresser balancierten. Die kleine Trappe zeichnet sich durch interessante Flugspiele aus; sie überschlägt sich in der Luft wie eine Dämmertauben. Ungehoffene Trappen lassen einen tiefen Rehlton hören. Am

Nyanza herrschte ein ungemein reiches Vogelleben. Nach jedem Schusse war die Luft angefüllt mit einer unglaublichen Menge von Enten, Ibissen, Gänsen, Sichlern, Reihern und Bekassinen. Man vergißt dort ganz die Fiebergefahr auf der interessanten Jagd in den Sümpfen der Viktoria-Uferländer. Papageien waren sehr selten. Der Lärmvogel ließ sein eigentümliches Blöken oft ertönen, welches täuschend ähnlich dem Rufe der Schafe klingt. Eulen hört man in der Nacht niemals. Die Strauße fressen mit Vorliebe kleine, stachelige Erdgurken; einmal wurden 43 dieser Früchte in einem Straußenmagen gefunden. Die Lebensweise des Straußes ist sehr schwer zu beobachten, weil er immer den Jäger früher sieht, als dieser seiner gewahr wird, und sich dann ganz anders benimmt wie in sorgloser Freiheit. Im Anfang März standen alle erlegten Strauße mitten in der Wäuser. Die Halsfarbe derselben war rötlich. Überall fällt die Klapperlerche auf, welche in hoher Luft durch Zusammenschlagen der Flügel einen Ton hervorbringt, als ob man mit Fischbein über ein Brett scharrt. Am Kilimandscharo sang die afrikanische Nachtigall, deren Lied demjenigen einer deutschen Nachtigall an Schönheit allerdings nicht gleichkommt.

2.—; Rudolfstal, R. F. 2.—; Saalfelden, J. R. 1.—; Saffig, E. W. 120; Schladenwert, J. P. 1.—; Schlägl, F. B. 8.—; Schnaitsee, F. P. 120; Schöbna, A. S. 2.—; Schüttenhofen, M. F. 1.—; Schwarz, A. M. 1.—; Schwoich, M. G. 4.—; Sereten, J. S. 1.—; Stammheim, Pfr. B. 360; St. Georgen, J. P. 6.—; St. Martin, J. S. 1.—; Thantkirchen, Exp. B. 240; Thantetten, M. V. 8.—; Traunkirchen, R. M. 1.—; Trient, V. F. 40.—; Ticherns, M. M. 10.—; Tichötsch, M. M. 2.—; Uffing A. S. 240; Villanders, Schul. 1.—; Willnöb, J. M. 50.—; Wöls, A. R. 3.—; Waidhofen, M. F. 1.—; Weistrach, J. M. 30.—; Weisberg, P. S. 1.—; Werfen, B. C. 1.—; Wien, Dr. S. F. 8.—; E. S. 1.—; Willersdorf, R. E. 8.—; Wimbach, T. G. 5.—; Ziemetschhausen, Vic. C. M. 120.

Zur Personierung von heiligen Messen fanden ein: Ahrweiler, E. F. 2160; Alttrautheim, M. S. 530; Arbesbach, S. S. 2.—; Gufidaun, J. M. 22830; Haag, T. R., 4.—; Hattenhofen, A. S. 960; Hl. Blut, E. B. 40.—; Hof-

kirchen, J. S. 4.—; Kesseling, Th. S. 18.—; Kinsau, S. S. 360; Klagenfurt, D. F. D. 1980; Milland, R. G. 6.—; Münstereifel, Sr. C. 5040; Niederrheinbach, W. 2481; Nech, M. W. 1680; Nüssel: Prof. M. 22320; Sailauf, Pfr. R. 11580; Schödlberg, J. S. 6.—; Schörfling M. S. 4.—; Ungenach, E. L. 50.—; Vinaders, Pfr. J. A. 4.—; Waalen, M. R. 324; Waldenreit, J. E. 240; Wels, S. S. 100.—.

Zur Taufe von Heidenkindern: Eferding, R. A. 24.— (Maria; Kremsdorf, R. Th. Nr. 40.— (Karl und Theres); Pichl, Pfr. J. M. 20.— (Johannes); Waibbruck, M. S. 20.— (Maria Josef).

Für Bischof Geier: Katovac, Pfr. S. 9.—.

Für die Schulkonmission: Kottweil, „Schw. B.“ 14576.

Für das Werk des Erlösers gingen ein: 62032.

Briefmarken kamen aus: Lumühl, Brigen, Eggenberg, Kaltern, Lana, Lagen.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Eine wahre Trostchrift in schwerer Kriegszeit ist die „Illustrierte Frauenzeitschrift Elisabeth-Blatt“ (Verseverein Linz, jährlich 12 Hefte, 2 K 24 h, mit Kinderbeilage 3 K, nach Deutschland 2 M. 20 Pf., mit der Kinderbeilage 3 M.), die jetzt mit Heft 1 in den zehnten Jahrgang getreten ist. Aus dem Inhalt des überaus reich illustrierten Heftes heben wir hervor: Frauen mit dem Schwert von Hermine Proschko, Der Wert einer religiös-sittlichen Erziehung von Bogt, Der Krieg und die Cholera vom ärztlichen Mitarbeiter Dr. Mayer, Elise Hostler von Gabriele B., die historische Erzählung: Eine edle christliche Frau von Kraft, das prachtvolle Volkbild: Der sterbende Krieger von Baumwels, glänzend geschriebene Reisebilder In der Sonne des Südens von Anna Effer. Unter der Rubrik „Die praktische Hausfrau“ finden wir Artikel über Ernährung zur Kriegszeit, sehr interessant ist die Welttrundschau für die Frauen, überaus reichhaltig der Moden- und Handarbeitsteil, der Vorkurs für kirchliche und häusliche Handarbeiten bringt. Die Zeitschrift, die eine treue Ratgeberin in allen Fragen des Hauswesens, der Kindererziehung, Kinderernährung usw. ist, bringt auch eine ärztliche Auskunftsstelle, die von jeder Abonnentin gratis benützt werden kann. Sie verdient die weiteste Verbreitung. Probehefte zu beziehen vom Verlag Presseverein, Linz.

Die beliebte Familienzeitschrift „Ave Maria“ (Verlag Presseverein Linz, jährlich 12 Hefte 2 K, mit der Kinderzeitschrift „Kleines Ave Maria“ 3 K) trat mit dem reich illustrierten Heft 1, 1915, in den XXII. Jahrgang. Aus dem Inhalt heben wir hervor: den Beginn der Reiseerzählung „Ins Wanderland Spanien“ von Friedrich Pesendorfer, eine gediegene Lebensbeschreibung: Anton Forrieneicher, Kooperator bei St. Ludwig in München, „Reichte im Krieg“ von A. B., „Marienleben“ von

Werner von Tegernsee, einen „Festartikel zum 200jährigen Jubiläum der Wallfahrt Maria-Trost bei Graz“ mit vier Bildern, ein schwungvolles Gedicht „1914“ von Gymnasialdirektor Gafner, einige Erzählungen und kleine Geschichten und die hochinteressante, sorgfältig gearbeitete Welttrundschau. Der Reingewinn dieser weit verbreiteten Familienzeitschrift, die auch besseren Anforderungen entspricht, gehört dem Linzer Dombau.

Staudacher: **Kriegsrosenkränze**. 1 Stück 20 h, 6 Stück 1 K. Verlagsanstalt Tyrolia, Brigen.

Der Rosenkranz, vielfach ein verkanntes Gebet, ist in dieser Kriegszeit auf einmal wieder zu Ehren gekommen; allenthalben wird er vom katholischen Volke gebetet, aber leider oft mit zu wenig Andacht. Damit nun dieser Übelstand behoben wird und damit wir wissen, was wir beim Abbeten desselben wollen, und denken, was wir bitten, so sind im vorliegenden „Kriegsrosenkränze“ unsere jetzigen großen Anliegen auf die einzelnen Rosenkranzgeheimnisse in kurzen schönen Strophen verteilt, ein Mittel, wodurch der Rosenkranz einen ganz besonderen Reiz erhält und vom Volke mit Freude gebetet wird. Es kann darum das kleine Büchlein dem katholischen Volke nur wärmstens empfohlen werden.

„Das Gudrun-Lied“ und „Barstbal“, bearbeitet für die Jugend von P. Chr. Wehrmeister O. S. B., haben die Sammlung der deutschen Heldengeschichten aufs neue vermehrt, welche im Missionsverlage von St. Ottilien erscheint. Schöne, leichtfaßliche Zusammenziehung dieser unserer so herrlichen Dichtungen bildet einen Vorzug dieser lieben Hefte. Man kann nur wünschen, es möchte auf diese Weise der ganze Schatz unserer deutschen Heldensagen jung und alt zugänglich gemacht werden.

Klöstern und Instituten
empfehlen wir für ihren Bedarf an

**Reis, Kaffee und
Süßfrüchten**

die Firma

Fof. Janaufcek, Wien III
:: Großmarkthalle ::

Junge Leute Handwerker,
wie Schuster,
Schneider,
Landleute usw. finden als Laienbrüder Auf-
nahme im
Missionshaus in Milland bei Brixen.

**Stehenpferd-
Tillemilchseife**

nach wie vor unentbehrlich für eine rationelle Haut- und
Schönheitspflege. Tägliche Anerkennungsschreiben.
à 80 Heller überall vorrätig. (18)

!! Wichtig für Missionsfreunde !!

**Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan
und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst.**

Von

P. Jos. Ohrwalder.

Da von verschiedenen Seiten Nachfragen wegen des Werkes des allzu
früh verstorbenen hochw. P. Jos. Ohrwalder an uns gerichtet wurden, haben
wir uns bemüht, die noch erhältlichen wenigen Exemplare zu erwerben. Dank
dem Entgegenkommen, das wir gefunden, sind wir in der Lage, eine be-
schränkte Anzahl dieses höchst interessanten Buches zu ermäßigten Preisen
abzugeben. Gebunden in Ganzleinen statt K 6.40 (Mk. 5.50) K 5.— (Mk. 4.30);
ungebunden statt K 5.— (Mk. 4.30) K 3.50 (Mk. 3.—).

Erhältlich nur noch im

„Missionshaus Milland“ bei Brixen (Tirol).



Gebrauchte Briefmarken

und **Markensammlungen** werden mit
herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des
Missionshauses in **Milland bei Brixen** entgegengenommen.